



Neun und zwanzigster Jahrgang.

88.

Donnerstag, am 11. September 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Schnürbrust und Pantoffeln.

Eine Begebenheit.

Erzählt von Dr. W. Seyffarth.

„Fräulein Agnes, Schultern zurück, Brust vor!“ sagte Fräulein von Löwenfeld *) zu ihrer Nichte, die nebst zwei jüngeren Schwestern auf eine halbe Stunde am Theetische erschienen war, um Tante und Vater „gehorsame gute Nacht“ zu wünschen. „Schultern zurück, Brust vor,“ wiederholte sie, sich selbst mit Ellbogen, Hals und Kopf zum Vorbilde zusammenrassend, „und wenn ich bitten darf, nicht angelehnt. Nein, wirklich, General,“ wendete sie sich an ihren Bruder, „ich muß darauf bestehen, daß Du wegen der abscheulichen Haltung Deiner ältesten Tochter mit Mam-

sell Mehlig ein ernsthaftes Wort redest. Ich habe es ihr so oft gesagt, daß ich es müde und überdrüssig bin.“

„Nun ja, ich will,“ versetzte der General, der den Thee haßte und das Abendessen liebte und deshalb bei Erstem sich für Letzteres durch ein Schläschen zu stärken pflegte, ließ den Kopf wieder auf die Brust sinken und wollte den zerrissenen Schlummersaden fortspinnen. Das war jedoch für heute unmöglich. Fräulein von Löwenfeld, die in der Haushaltung des Generals das Feldmarschalls-Amt bekleidete, hatte in Betreff eines bevorstehenden, hochwichtigen Ereignisses ihm eine Frage nach der andern zu thun. Es hatte nämlich der regierende Fürst von Waldbach bei Gelegenheit einer Vergnügungsreise sich sammt Familie auf Besuch angekündigt und seit Empfang dieser Nachricht Fräulein von Löwenfeld theils aus Freude über die Ehre, theils wegen der zu treffenden Vorbereitungen so wenig geschlafen, daß sie es in der Ordnung fand, ihren Bruder gar nicht schlafen zu lassen. „Ich fürchte nur, Bruder,“ fuhr sie fort, „daß trotz aller mei-

*) Die Begebenheit ist wahr, wörtlich, so weit das möglich; aber alle vorkommende Namen sind falsch.

ner Mühe und Sorge bei der wenigen Unterstützung von Deiner Seite etwas in die Quere geht und Seine Durchlaucht — aber Martha, was sehe ich? Wer schält denn eine Orange? Man schneidet eine Orange, aber schält sie nicht. Laß mich das nicht wieder erleben, Martha! — ja, ich fürchte, daß trotz aller meiner Umsicht und Fürsorge Seine Durchlaucht keinen sonderlichen Begriff von unserer Hausführung bekommen wird, denn am Hofe eines regierenden Fürsten muß natürlich Alles wie am Schnürchen in strengster Etikette gehen.“

Hiermit hatte Fräulein von Löwenfeld unwissentlich ihr Glaubensbekenntniß in Bezug auf fürstlichen Rang ausgesprochen. Gemessenstes Ceremoniell dünkte ihr vom Range eines Fürsten untrennbar. Sie hatte nie an einem Hofe oder in der Nähe eines Hofes gelebt, um von der Möglichkeit des Gegentheils sich überzeugen zu können. Jetzt lebte sie seit Jahren nach dem Tode ihrer Schwägerin auf dem abgelegenen Gute ihres aus dem Militärdienste getretenen Bruders, und dieser, der sie darüber aufzuklären vermocht, zog schon aus Bequemlichkeitsgrunde vor, es nicht zu thun.

Mit dem letzten Schlage des letzten Viertels auf sieben erschien die Gouvernante, Mamsell Mehlig, die drei jungen Damen ins Schulzimmer abzuholen, wo sie bis Schlag neun Uhr arbeiten und dann zu Bett gehen mußten. Fräulein von Löwenfeld avertirte die Gouvernante, daß sie morgen früh elf Uhr nach beendigten Lectiönen die Nichten im Schulzimmer zu finden wünsche, indem sie für ein nah bevorstehendes, höchwichtiges Ereigniß ihnen Verhaltensregeln zu ertheilen habe. Die Gouvernante verbeugte sich und sagte: „Zu Befehl“, die drei jungen Fräuleins von Löwenfeld aber standen auf, küßten nach der Anciennität Vater und Tante die Hand, wünschten gehorsame gute Nacht, stellten sich in Reihe, die Älteste zu oberst, machten jede einen Knicks und verließen in gleicher Folge eine nach der andern, Mamsell Mehlig voran, das Zimmer.

Am folgenden Morgen genau um elf Uhr, kaum eine Minute nachdem Mamsell Mehlig einen langen Papierstreif in das geographische Lehrbuch gelegt und mit den stereotypen Worten: „So

viel für heute“, es geschlossen hatte, trat Fräulein von Löwenfeld ein. Augenblicklich fuhren die drei Nichten von den Stühlen auf, knickten und blieben stehen, und augenblicklich räumte die Gouvernante den innehabenden Präsidentensitz, einen hochlehnigen Lederstuhl an der Spitze der Tafel vor einem mit grünem Tuch bezogenen Schreibepulte, und stellte sich links. Den Kopf zurückgeworfen nahte die Tante und nickte würdevoll, ehe sie den bevorzugten Platz einnahm, erst der Gouvernante, dann den Nichten. Zwei Minuten tiefes Schweigen zu Spannung der Aufmerksamkeit. Feierlich begann hierauf Fräulein von Löwenfeld vorzutragen, daß Seine Durchlaucht, der regierende Fürst von Waldbach, nebst Allerhöchstdero ältestem Sohne, dem Kronprinzen Friedrich, Allerhöchstdero einziger Tochter, der Prinzessin Adelheid, und einer von Allerhöchstdero Nichten, der Gräfin Louise von Zweistrom, in Kurzem sie und das Schloß mit Allerhöchstseiner Gegenwart beehren werde, wie demgemäß sie zu ihren Nichten die Erwartung hege, daß sie auf Haltung, Gang und Benehmen die äußerste Sorgfalt wenden würden — wie sie voraussetzen könne, daß ihnen das nicht schwer fallen dürfe, dafern sie in jeder Hinsicht das Verhalten der hohen und höchsten Herrschaften nachahmen wollten, die wegen ihres erhabenen Ranges Muster unverletzlicher Regelmäßigkeit und strengster Etikette sein müßten — wie sie der Hoffnung vertraue, daß ihre Nichten nie den Ernst aus den Augen verlieren würden, der für Damen ihres Alters ganz unerläßlich, und wie sie das insonderheit der jüngsten Nichte, Georgina, dringend ans Herz lege, da diese gelegentlich Anwandlungen von Leichtfinn verrathe, vor welchen sie, die Tante, in Erwägung des Alters ihrer Nichte (Georgina war eben neun Jahre gewesen) sich innerlich entsetzt habe. Die Nichten gelobten Gehorsam und exemplarisches Benehmen. Dafür klopfte die Tante jede, bei der Ältesten anfangend, zärtlich auf den Kopf und schritt, gravitatisch wie sie gekommen, zum Zimmer hinaus. Jetzt schüttete Mamsell Mehlig die zerschnittenen Stücke einer auf Holz geklebten Landkarte von Asien auf die Tafel und gebot ihren Schülerinnen, damit zu spielen, während sie zum Spazierengehen sich ankleide. Eine

Stunde später wandelten alle vier gemessenen Schrittes längs der Kieswege des Schloßgartens, bis fünf Minuten vor ein Uhr die Schloßglocke zum Mittagessen läutete, zu welchem die Familie zehn Minuten nach Eins sich niedersetzte.

Folgenden Tags zu früher Zeit kam Botschaft, daß Seine Durchlaucht nebst den Seinigen die Nacht in einer Meierei zugebracht und binnen einer Stunde eintreffen werde. Die Empfangs-Vorbereitungen waren so vollständig geordnet, daß die etwas kurze Frist das Fräulein von Löwenfeld nicht in Verlegenheit bringen konnte. Im Stillen wunderte sie sich jedoch, erstens, daß der Fürst sammt den Seinigen in einer Meierei, auf einem Pachtthofe geschlafen, wie romantisch derselbe auch gelegen und wie ausnahmsweise gebildet der Pächter sei; zweitens, daß die Meldung der Ankunft nicht mindestens vierundzwanzig Stunden vorher erfolgt, und hauptsächlich drittens, daß statt eines Kammerhusaren oder Feldjägers ein berittener Knecht des Pächters der Courier gewesen. Indessen — alles das konnte seine, die Verletzung der Etikette entschuldigenden Gründe haben. Doch wie wurde Fräulein von Löwenfeld — nachdem sie mit eigenen Augen sich überzeugt, daß im Hause nichts zum Empfange fehlte, die drei Nichten, steif geschnürt, im Schulzimmer des Rufes, zu erscheinen, harrten, Mamsell Mehlig jeden Ausbruch der Ungeduld mit Mund und Hand im Keime erstickte, der General im Speisesaale saß, weil von hier der kürzeste Weg zur Schloßstreppe, ein neuer Portier in neuer Uniform mit spiegelblanker Heldebarde stützenmäßig am Thore stand und Diener in prächtiger Livree durch die Vorhalle Hecke bildeten, sie in stattlicher Robe, jede Miene der Ausdruck selbstgefälliger Zufriedenheit und in der Brust das Wohlgefühl der nahenden Erfüllung eines drei Wochen lang gepflegten Wunsches, im Staatszimmer, mit offenen Flügelthüren nach dem Vorssaale, auf der Kante des Sophas mehr schwebend als sitzend — wie wurde ihr, als sie Kladder die mit frischem Sand belegte Straße heranfnirschen hörte, sie, auch sie Sklavin der Neugier, an's Fenster eilte und statt der erwarteten fürstlichen Auffahrt, statt Vorreiter und eines von Leibgarden umgebenen, geschlossenen, sechsspänni-

gen Scheibenwagens eine vierspännige, staubbedeckte Reiskalesche erblickte, darin den Fürsten, nicht in Uniform mit Stern und Band, sondern in grauem Rocke mit übergezogenem Mackintosh, neben ihm die Tochter in schwarz und roth quarrirtem Mantel, auf dem Bocke einen Jäger, hinten eine Hofe und einen Lakai, Letzterer der Einzige in Hoflivree. Und wo waren der Sohn und die Nichte, der Kronprinz Friedrich und Gräfin Louise von Zweistrom? Konnten denkbarerweise die Beiden es sein, die in gestrecktem Galopp nachgesprengt kamen, jubelnd und sichtbar lachend, eine auf einem kleinen Pferde, einer auf einem großen Esel, sie triumphirend, weil sie jenem voraus, er mit allen Reiterkünsten den Esel zu schnellerm Laufe treibend? Ja, sie waren es, der Kronprinz und die Gräfin, Cousin und Cousine. Fräulein von Löwenfeld stand versteinert und der erste Gedanke, den sie wieder zu fassen vermochte, war ein Lob ihrer Klugheit, die Nichten ins Schulzimmer gewiesen zu haben, dessen Fenster nach dem Hofe sahen. Der zweite gehörte den Gästen, dem Fürsten und der Prinzess, die vom General empfangen bereits die Treppe heraufkamen.

Meister in der schweren, kaum zu erlernenden Kunst, bei jeder Gelegenheit auf den ersten Blick die richtige Saite anzuschlagen und den rechten Takt zu treffen, begrüßte der Fürst seine Wirthin in einer Weise, daß diese schnell ihre Täuschung, nicht seinen Rang vergaß. Inzwischen erlitten die Nichten im Schulzimmer alle Qualen der Ungeduld. Sie hatten das Geräusch der Ankunft gehört, sehnten sich zu sehen und keine Glocke schellte, und streng von der Souvernante gehütet, daß keine Falte sich verschob und keine Schleife sich knüllte, mußten sie regungslos auf den Stühlen sitzen. Plötzlich schallten schnelle Schritte den Corridor entlang, die Thür flog auf, ein Knabe von etwa zwölf Jahren mit hellen Augen und blühenden Wangen, eine Mütze auf dem Kopfe, eine Weidengerte in der Hand, eine rund geschnittene Jacke den Leib umschließend, stand im Sprunge vor den Mädchen, fragend, ob sie die Cousine Louise gesehen. Mamsell Mehlig schrie und erfaßte die Lehne des Lederstuhls, die drei Mädchen schwiegen und blick-

ten sich unter einander, dann die Gouvernante an. „Ich hab' Sie hoffentlich nicht erschreckt,“ sagte der Knabe und zog die Mütze; „Sie sind wohl die jungen Fräuleins? Ich bin Friedrich und suche Louisen. Das Zetermädchen ist mir ausgerissen.“ Die Fräuleins von Löwenfeld sahen sich wieder gegenseitig, dann die Gouvernante an, und da diese schwieg, wagte die Jüngste zu lächeln. „Also scheint's, Louise ist nicht hier,“ rief der Knabe, sich rings umschauend, „oder haben Sie sie in den alten Schrank versteckt?“

„Gräfin Louise von Zweistrom sind nicht hier,“ nahm Mamsell Mehlig das Wort und winkte ihren Pflegebefohlenen aufzustehen. Im Nu standen diese und knickten.

„So nehmen Sie's nicht übel,“ versetzte Prinz Friedrich; „aber ich muß Louisen haben,“ und damit sprang er zur Stube hinaus.

Die Gouvernante war in größerer Verlegenheit als ihre Schülerinnen. Letztere kicherten, freilich sehr leise, und jene überlegte, was nun zu thun. Laut Fräulein von Löwenfeld's Programm sollte die Präsentation „im blauen Saale“ Statt finden. Das war nun wenigstens hinsichtlich des Kronprinzen unnöthig, aber eben deshalb eine Abänderung des einstudirten Ceremoniells nothwendig und das die Schraube, die Mamsell Mehlig zu reiflicher Erwägung zwang. Ob es ihr jedoch gelungen, einen, alle Bedenken erledigenden Entschluß zu fassen, schellte die Glocke und an der Spitze ihrer Schülerinnen setzte sie sich vorgeschriebener Maassen nach dem blauen Saale in Bewegung. Hier neue Täuschung. Das Programm besagte, da Kronprinz Friedrich, zu seiner Linken Prinzess Adelheid, neben dieser Gräfin Louise in Reihe stehen würden, sollten die drei Fräuleins von Löwenfeld Behufs der Vorstellung in gleicher Reihe dem Alter nach vortreten. Nun waren aber die drei hohen Gäste nicht im Saale, sondern spielten vor den Fenstern auf dem grünen Rasen Kämmerchen vermiethen. War Mamsell Mehlig darob verblüfft, so war die Tante bei ihrem Eintritte am Arme des Fürsten es zehnmal mehr. Dem Fürsten entging das nicht, und indem er freundlich mit „den jungen Damen“ sprach, der Tante zu so hübschen Nichten, den Nichten zur Fürsorge einer solchen Tante und

dem Vater zum Besitze so viel verheißender Töchter Glück wünschte, wußte sein Auge unbemerkt den Blick eines der vor den Fenstern Spielenden zu fangen und brachte ein leichter Wink sie sämmtlich in den Saal. „Nun die Kinder sich kennen,“ fuhr er später fort, „dächte ich, ließen wir sie gemeinschaftlich Kämmerchen vermiethen, und um Ihnen zu zeigen, mein Fräulein,“ wendete er sich an die Tante, „daß ich Ihrem Wunsche gemäß thue wie zu Hause, lade ich die drei Nichten und deren Gouvernante zur Tafel.“

Davon stand wieder nichts im Programm und die Wirkung war elektrisch. Mamsell Mehlig, tief erröthend, hoch entzückt und im innersten Herzen den Fürsten für das vollendeteste Muster edler Ritterlichkeit erklärend, sank demuthsvoll in die Kniee, um mit einer Art stolzem Bewußtsein sich zu erheben. Die drei Fräuleins von Löwenfeld staunten und bebten, freuten sich und zitterten und hefteten in sprachloser Erwartung die Augen auf die Tante. Die Tante bemeisterte den Schreck, der sie kalt überrieselte. Das Wort des Fürsten war ihr Befehl und lächelnd sich verbeugend sagte sie: „Zu viel Gnade, Eure Durchlaucht.“ Der General schwieg. Was aber seine Schwester so fürchterlich erschreckt, daß sie später selbst ihre Geistesgegenwart bewunderte, war nicht sowohl die Nothwendigkeit, die Tafel-Einrichtung zu ändern, als der ihr auf's Herz fallende Gedanke, die Nichten möchten einen Beweis mangelhafter Erziehung geben. Sie benutzte daher eine gewonnene freie Viertelstunde, ihnen ausführliche Verhaltensregeln zu ertheilen und namentlich einzuschärfen, wie wenig sie essen, wie noch weniger sie trinken müßten. Und so fein waren die Nichten dressirt, dem Zügel zu gehorchen, daß Fräulein von Löwenfeld bei Tafel nicht umhin konnte, sich über den Kontrast zu freuen, der zwischen ihnen und den Gästen so deutlich zu Gunsten der Ersteren sprach. Sie thaten streng, wie ihnen geboten, aßen wenig, tranken noch weniger und verriethen nicht einmal bei der zuckerfüßen Mehlspeise, wie gut sie ihnen schmeckte. Anders der Prinz, die Prinzess und die Gräfin. Die aßen just als aßen sie gern, als sei ein Diner Sache des Bedürfnisses, nicht leere Formalität. Auch der Fürst sah den Kontrast, aber nicht mit

dem Wohlgefallen der Tante. Er sah die Fesseln, in welchen die drei Mädchen sich mühsam bewegten, erkannte die Regeln und Lehren, durch welche sie zur Unnatur verschroben worden, und mit dem Gefühle des Vaters die armen Kinder bedauernd, wollte er mindestens einen Versuch machen, Fräulein von Löwenfeld von der Unrichtigkeit ihres Erziehungssystems zu überführen und dadurch das Loos ihrer Nichten, der Töchter einer Frau, die er hoch geachtet, und eines Mannes, den er ehrte, zu verbessern. In dieser Absicht schlug er für den folgenden Tag einen Ausflug nach einem berühmten Wasserfalle in der Nachbarschaft vor, „und nicht wahr, mein Fräulein,“ setzte er hinzu, „wir nehmen die Kinder mit?“

Aber am folgenden Morgen fühlte der Fürst sich unwohl. Die Partie sollte unterbleiben. „Für uns — gut,“ sagte der Fürst, „nicht für die Kinder. Die meinigen haben sich darauf gefreut, und ich wüßte keinen Grund, ihnen das Vergnügen zu rauben. Es fragt sich daher, ob Sie, mein Fräulein, und Sie, mein werther Freund, wegen der Ihrigen beistimmen?“

„Unter einiger Obhut hab' ich kein Bedenken,“ antwortete der General.

„Durchlaucht sind vielleicht mit der Dertlichkeit nicht genau bekannt?“ bemerkte die Tante zögernd.

„Doch, doch,“ versetzte der Fürst, „ich erinnere mich. Bis zum Wasserfalle hat der Weg keine Gefahr. Höher hinauf zur Einsiedelei war er ehemals und ist er vermuthlich noch etwas abschüssig. Ich habe deshalb meinen Kindern das Versprechen abgenommen, die Einsiedelei unbesucht zu lassen und sich mit dem Wasserfalle zu begnügen.“

„Und Durchlaucht erlauben,“ sagte die Tante, „daß meine Nichten unter Aufsicht ihrer Gouvernante bleiben?“

„Ordnen Sie das nach Ihrem Gefallen, mein Fräulein,“ versetzte der Fürst. „Ihre Wahl kann nur das Richtige treffen.“

Das artige Wort wog jeden weitem Einwand auf. Die nöthigen Befehle wurden gegeben und bald rollte die Familien-Karosse vor, in welcher Prinzess Adelheid, die drei Nichten und

Mamsell Mehlig Platz nahmen, während Prinz Friedrich und Gräfin Louise nach erhaltener Erlaubniß, ihre Reitthiere zu besteigen, diese für heute getauscht hatten, so daß der Prinz das kleine Pferd, die Gräfin den großen Esel ritt. Des Generals bedächtiger Kutscher fuhr den Reitern zu langsam. Sie ließen sich die Stelle beschreiben, von wo der Weg zu Fuß fortgesetzt werden mußte, sprengten dann lustig rechts und links über Feld und Wiese Hügel auf und ab, und kamen gleichzeitig mit dem Wagen an den bezeichneten Punkt. Kaum waren sie ab-, die Anderen ausgestiegen, so faßte Mamsell Mehlig ihre zwei jüngsten Pfliegbefohlenen an der Hand, sie den schrägen Fußsteig hinabzuleiten, und schnell schlang Prinzess Adelheid den Arm um Agnes, die gleich ihr im ersten Jahre stand, und ehe die Erschrockene zu widerstreben vermochte, flogen die beiden Mädchen in Lauf den Berg hinab. Prinz Friedrich und Gräfin Louise ihnen nach. Vergebens rief die Gouvernante. Ihre Stimme verhallte und wie sehr sie auch den Schritt beschleunigte, als sie den Fuß des Hügel erreicht, waren die Vier weit voraus in den Wald einen andern Hügel hinauf und schon am Wasserfalle.

„Wunderherrlich!“ rief Prinzess Adelheid beim Erblicken des schäumenden Sturzes; „ist's doch wie Heenmährchen hier und als sollten Elfen zwischen den Felsen hervorblinzeln. Dachten Sie nicht auch so, Agnes, als Sie es zum ersten Male sahen?“

„Es ist heute mein erstes Mal,“ antwortete Agnes.

„Und wohnen so nahebei, wie ist das möglich? Und gefällt es Ihnen nicht?“

„Das wohl — aber Mamsell Mehlig ist zurück und die Tante wird schmälern.“

„Denken Sie doch nicht an Mamsell Mehlig,“ fiel Friedrich ein; „die ist weit zurück, steht und hört Sie nicht.“

„Was mir sehr lieb ist,“ lachte die zehnjährige Louise. „Ihr Gesicht muß jedes Vergnügen stören, so kalt und brummbärig steht sie aus.“

Gedacht hatte Agnes das mehr als einmal, es zu äußern nie gewagt. So widersprach sie auch nicht und wollte nur wissen, ob es wirklich wahr, daß die Gouvernante weit genug, sie we-

der zu sehen, noch zu hören. Und als alle drei sie dessen versichert, zerbrach die Fessel, die ihren Sinn gebunden, und aus der schüchternen, angstbeklommenen Schülerin wurde ein wildes, aufgelaßenes Mädchen. „Treiben Sie es nicht zu arg, Fräulein Agnes,“ rief Friedrich, als sie fest von einem Felsblock auf den andern sprang; „Sie sind das nicht gewöhnt. Aber lernen Sie's. Das ist besser als Ihr Stubenhocken, und unrecht hab' ich Ihnen auch gethan. Sie kamen mir mit Ihrer Steifigkeit recht unausstehlich vor. Dir nicht auch, Louise?“

„Ei freilich,“ war die Antwort; „ich dachte, Sie und Ihre Schwestern äßen nichts als Stärke und bildeten sich ein, zu reden sei ein Staatsverbrechen.“

So gelangte die junge Gesellschaft an den Weg, der nach der Einsiedelei führte, und wunderte sich, wie der gefährlich heißen könne. So weit er zu übersehen, lief er glatt und eben aus. „Es müßte denn dort Gefahr sein, wo er um die Felswand beugt,“ sagte Friedrich; „doch will ich das gleich untersuchen. Ich brauche nur oberhalb des Falls über den Steg zu gehen, so bin ich auf der andern Seite und kann von da sehen und berichten. Bleibt Ihr inzwischen hier.“ Nach wenigen Minuten war Friedrich am Ziele und rief herüber, daß er die Deffnung der, die Einsiedelei genannten Höhle deutlich sehe und der Fußpfad ganz gefahrlos scheine. „So möcht' ich in aller Welt wissen, weshalb wir nicht hingehen sollen,“ sagte Gräfin Louise.

„Weil Vater es verboten und wir es ihm versprochen,“ entgegnete Prinzess Adelheid.

„Nun ja, das ist wahr; doch dem Frig hat er es eigentlich nicht verboten. Der wenigstens könnte hingehen und uns erzählen, was es dort Merkwürdiges giebt. He, Frig,“ — und damit rief Louise dem Cousin den Vorschlag zu. Der aber antwortete, daß, wenn auch Vater ihm das Hingehen nicht geradezu verboten, er es doch nicht gewünscht zu haben scheine. „Da siehst Du, Louise, der denkt wie ich,“ lächelte Adelheid, „und so wollen wir es sämmtlich unterlassen.“

Das war nicht nach Agnes' Sinn. Sie wollte hingehen, und warum sollte sie nicht? Weder Vater, noch Tante, noch Mamsell Mehlig hatten

es verboten. Und Letztere war nicht einmal da, sah gar nicht, wenn sie ging. Sollten also die Anderen versprechen, nichts davon zu erwähnen, so wolle sie hingehen und dann erzählen. Louise war schnell bereit. Adelheid nicht. „Ich verspreche nichts,“ sagte sie, „denn ich weiß, ich könnt' es nicht halten. Die größere Hälfte meines Vergnügens ist, wenn wir nach Hause kommen, dem Vater zu erzählen, was wir gesehen und gethan, und da weiß ich im Voraus, ich könnt' es nicht verschweigen.“

Das dünkte Agnes sehr sonderbar, doch keinen Falls ein Grund, auf die Befriedigung ihres Wunsches zu verzichten. Sie gab zu, daß Vater und Tante vielleicht böse sein würden, vielleicht aber auch nicht, und ganz gewiß hatten sie ihr das Hingehen nicht verboten. Dann legte sie besonderes Gewicht darauf, daß Mamsell Mehlig nicht zugegen sei, es ihr zu wehren, obgleich sie wieder zugab, daß, wenn sie zugegen wäre, sie es nicht gestatten würde. Kurz, Agnes wollte gehen und ging.

Wo der Pfad sich wendete, war er in den Fels gehauen, der das Basin überhing, in welches das Wasser fiel. Unbesorgt hüpfte Agnes entlang, bis sie an die Stelle kam, wo der Pfad in spitzem Winkel nach der Deffnung der Höhle führte und zuerst der Abgrund sichtbar wurde. Der Anblick machte Agnes schwindeln, ihr Fuß gleitete — ein gellender Schrei und rauschend schlug das Wasser über sie zusammen. Friedrich sah es, und im nächsten Momente sprang der zwölfjährige Knabe den Hügel hinab über Stock und Stein, sprang in den glücklicherweise nicht tiefen Strom, auf welchem Agnes, von ihren Kleidern emporgehalten, heranschwamm, erfaßte sie und zog sie ans Ufer. Agnes' Schrei und Friedrich's Hinabeilen hatten Adelheiden und Louisen das Geschehene verkündet, und als jener die Betäubte am Ufer niederlegte, waren sie bei ihm. Jetzt kam auch die Gouvernante mit ihren zwei Pflägbefohlenen. Ihre vereinigten Bemühungen brachten Agnes ins Leben zurück, und mehr getragen als gehend erreichte sie den Wagen, der nun in thunlichster Schnelligkeit heimfuhr.

Inzwischen hatte der Fürst mit Wirth und Wirthin einen Gang durch den Garten gemacht

und saß mit ihnen, sich auszuruhen, im blauen Saale. „Es ist wahr,“ begann er, „Ihr Garten wie Ihre häusliche Einrichtung sind Muster von Regelmäßigkeit, doch gestehe ich aufrichtig, ein Paar Nuancen weniger würde ich kaum ungerne vermissen.“

„Eure Durchlaucht haben ohne Zweifel recht,“ erwiderte Fräulein von Löwenfeld; „nur glaubte ich immer, wo Kinder sind, sei ein strenges Ordnungssystem unerlässlich.“

„Ganz gewiß; allein auch des Guten kann zu viel gethan werden, in diesem wie in jedem andern Falle. Ich rede aus eigener Erfahrung, aus einer Zeit, wo ich die Ehre hatte, unter den Befehlen meines würdigen Freundes zu stehen, wenn ich Ihnen sage, mein Fräulein, daß ein zu strenges Ordnungssystem leicht seinen Zweck verfehlt. Wo es bei Erziehung von Kindern angewendet wird, kann es sogar in entgegengesetzter Richtung wirken. Der Wille widerstrebt dem Zwange, und der Mann wie der Jüngling, die Frau wie das Mädchen, haben sie lange die Fesseln der Sklaverei getragen, sind in größter Gefahr, die gewonnene Freiheit zu mißbrauchen. Noch mehr natürlich Kinder.“

„Würden Eure Durchlaucht nicht bei Mädchen eine Ausnahme gestatten wollen?“

„Mädchen, mein Fräulein, theilen mit den Knaben die Gebrechen der menschlichen Natur. Weil sie aber zarter geschaffen sind, möcht' ich vielmehr behaupten, müßten sie auch zarter erzogen werden. Ob indessen Knabe oder Mädchen, Beide sind vernunftbegabte Wesen, die selbst zu denken, selbst zu handeln lernen, nicht wie täglich aufgezogene Uhren ihr Tagewerk vollbringen sollen.“

„Kinder, mein Fürst, wissen häufig nicht zu unterscheiden.“

„Verzeihung, mein Fräulein, sie wissen es, wenn ihnen Gelegenheit dazu geboten wird. Ich bin nicht so eitel, meine Kinder für günstige Ausnahmen von einer allgemeinen Regel zu halten. Aber ich kann ihnen unbedingt vertrauen. Sie haben volle Freiheit und kennen kaum eine andere Beschränkung als mein Wort. Das achten und befolgen sie auf's Pünktlichste. Dies Zeugniß muß ich ihnen, mir aber kann ich das ge-

ben, daß ich für mein Wort stets den Grund nenne. Und darin dürfte bei übrigens nicht verwehrlosten Kindern eine sichere Bürgschaft ihres Gehorsams liegen. Indessen räume ich Ihnen ein — und Sie sehen, ich mache Concessionen, ehe sie mir abgedrungen werden — daß mein Erziehungssystem, wenn auf die Spitze getrieben, für Mädchen wohl den Nachtheil haben kann, ihnen etwas von ihrer schönsten Zierde, echter Weiblichkeit, zu nehmen. Meine Nichte Louise ist davon einigermaßen ein Beweis. Sie lebt erst seit wenigen Monaten bei mir, hat bis dahin ungebundene Freiheit genossen und achtet deshalb mein beschränkendes Wort nicht immer für unverbrüchliches Gebot. Da zieh ich den Zügel ein wenig schärfer und baue nebenbei auf das Beispiel meiner Tochter. Im Allgemeinen aber, und wenn Sie das Gleichniß mir nicht verübeln wollen, mag ich Kinder viel lieber in Pantoffeln als in der Schnürbrust sehen.“

Maria Stuart's Flucht aus dem Schlosse Loch Leven.

Zu den vielen Abenteuern, welche dem Leben der schottischen Königin, Maria Stuart, einen romantischen Anstrich geben, gehört ihre gefahrvolle Flucht aus dem Schlosse Loch Leven.

Maria Stuart war als Gefangene auf das feste Schloß Loch Leven gebracht. Die Lage des Schlosses war ganz dazu geeignet, jede mögliche Flucht zu erschweren, außerdem wurde sie mit der ängstlichsten Vorsicht bewacht und der Kerkermeister, die Wichtigkeit seines Berufes fühlend, war unermüdet in der Ausübung seiner strengen Pflichten. Jede Bewegung der Königin wurde bewacht, und man hatte zu ihrer Umgebung nur so viel Personen gelassen, als unumgänglich notwendig waren. Kurz, man hatte Alles aufgegeben, jede Verbindung mit dem ihr treu ver-

bliebenen Theile des schottischen Adels zu verhindern.

Maria ertrug ihr Schicksal mit Geduld. Rings von Spähern umgeben, von allem freundschaftlichen Verkehr mit der Außenwelt ausgeschlossen, gab sie jede Hoffnung auf, ihre Freiheit jemals wieder zu erlangen. Ihre Lage war so kummervoll als trostlos. Ihre Seelenstärke, das Bewußtsein ihrer Würde bewahrte sie vor Verzweiflung und schmälerte dadurch die Triumphe ihrer Feinde, welche vermeinten, dieses harte Geschick werde ihren Geist niederdrücken und ihren Stolz demüthigen. Obgleich sie mit manchen ungewohnten Entbehrungen zu kämpfen hatte, verleugnete sie doch niemals die stolze Haltung einer Königin. Ihr Unglück und die vielfachen, unverdienten Kränkungen, die sie zu erdulden hatte, erweckten in den Herzen einiger Bewohner des Schlosses das innigste Mitleid und man beschloß, ihr zur Flucht die Hand zu bieten.

Zu den Bewohnern gehörten zwei junge edle Männer aus dem Hause Douglas, — Georg und William.

Der Erstere, ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, besaß alle Eigenschaften eines edeln ritterlichen Charakters, voll Begeisterung für alles Große und Schöne.

Georg Douglas hatte öfters Gelegenheit, die Königin zu sehen; ihre Schönheit, ihr unverdientes Schicksal machten auf das Herz des feurigen Jünglings den tiefsten Eindruck. Mitleid und Achtung waren die ersten Regungen seines Gefühls für die Unglückliche, aber bald mußte er sich selbst gestehen — daß er sie innig liebe. Diese Liebe verschloß er in die geheimsten Tiefen seines Herzens. Ein Plan durchkreuzte seinen Kopf, der Dame seines Herzens die Freiheit durch schnelle Flucht zu verschaffen. Er kannte die Schwierigkeiten und Gefahren, mit welchen er zu kämpfen haben würde, aber sein ritterlicher Sinn, verbunden mit der innigsten Zuneigung, schreckten ihn nicht ab, das kühne Wagstück auszuführen.

Er theilte das Vorhaben seinem jüngeren Bruder William mit; dieser billigte nicht nur dasselbe, sondern bot ihm auch zur Ausführung seinen Beistand an.

Georg Douglas ließ sich der Königin vorstellen und fand dabei Gelegenheit, seine höchste Achtung und Ergebenheit, wie die innigste Theilnahme für ihr Geschick an den Tag zu legen. Er unterrichtete sie, daß er und sein Bruder Alles wagen würden, sie aus dieser traurigen Lage zu befreien.

Die ungekünstelte Theilnahme, das Freimuthige seines Benehmens nahmen die Königin für den jungen Mann ein, und sie gab ohne Zögern zu den gemachten Vorschlägen freudig ihre Zustimmung.

Man überlegte hin und her, auf welche Weise diese Flucht zu bewerkstelligen sei, und kam endlich zu einem Entschlusse, der den besten Erfolg versprach. Georg Douglas theilte hierauf die beabsichtigte Befreiung einigen treuen Anhängern der Königin mit, welche in der Nähe des Schlosses Loch Leven verweilten.

Alle Vorkehrungen wurden getroffen, ein bereitstehendes Boot sollte die Königin aufnehmen und über die See bringen. Maria Stuart vertauschte ihre Kleidung mit der ihrer Wäscherin. So verließ sie in ihrer Verkleidung und unter dem Schutze der Dunkelheit gefaßten Muthes ihr Gemach, um das Boot zu erreichen. Unglücklicherweise wurde durch die Wachsamkeit ihrer Aufseher diese List entdeckt. Maria wurde strenger als bisher bewacht und Georg Douglas augenblicklich von Loch Leven entfernt.

Die Liebe, welche in Georg's Herzen feste Wurzel geschlagen hatte, wurde durch seine Entfernung eher vermehrt als vermindert. Sein einmal gefaßter Entschluß, die reizende Gefangene zu befreien, beschäftigte seinen feurigen Geist fort und für, ließ ihn nicht ruhen und rasten. Mit den getreuen Anhängern Maria Stuart's stand Georg in steter Verbindung, er hegte die Hoffnung, seinem jüngeren Bruder William, welcher noch auf dem Schlosse Loch Leven wohnte, würde die Ausführung seines Vorhabens eher gelingen. Der Erfolg täuschte ihn nicht.

William Douglas hegte denselben Wunsch, die Gefangene, sobald sich nur irgend eine Gelegenheit darbieten würde, zu befreien.

Tage und Wochen verstrichen, keine Gelegenheit, sein Rettungswerk in Ausführung zu brin-

gen, bot sich dem jungen Manne dar. Der Gouverneur des Schlosses, ein schon von Natur mißtrauischer Mann, war seit dem Fluchtversuche der Königin um so aufmerkamer auf diese und das sie umgebende Personal geworden, daher fand es William für gut, sein Interesse für die Gefangene möglichst zu verbergen. Jeden Verdacht und Argwohn suchte er durch sein kluges, vorsichtiges Benehmen zu verschweigen; kurz, er täuschte durch seine Klugheit die ihn umgebenden Späher, welche auch jeden seiner Schritte beobachteten.

Das Glück bot ihm endlich eine günstige Gelegenheit dar, nach langem, vergeblichem Harren seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Eines Abends hatte der Gouverneur die Schlüssel zur Schloßpforte, die er sonst stets bei sich trug, in einem Augenblicke der Sicherheit von sich gelegt; William, dessen Aufmerksamkeit nichts entging, bemächtigte sich derselben und eilte damit zur Königin, ihr die frohe Nachricht zu bringen; er beschwor sie, diesem Winke des Schicksals zu folgen. Die Königin ließ sich bald überreden, und obgleich das Mißlingen ihres ersten Fluchtversuchs noch lebendig ihrem Geiste vorschwebte, besiegte doch die Sehnsucht nach der goldenen Freiheit die Furcht, zum zweiten Male entdeckt zu werden. Mit der größten Vorsicht und Eile wurde nun der lang gehegte Plan zur Ausführung gebracht. In tiefer nächtlicher Stille verließ Maria, von einem treuen Diener, einem Edelmann Namens Kennedy, und ihrem kühnen Befreier gefolgt, unerkannt und ungehindert das Schloß. Ein Boot, das man stets zu diesem Zwecke bereit gehalten, nahm die Flüchtlinge auf. Ein heißes Dankgebet stieg von den Lippen der Geretteten zum Himmel empor. Sie ahnte nicht, welch' schreckliches Schicksal dennoch ihrer harrie.

William strengte alle Kräfte an, vor Anbruch des Tages das jenseitige Ufer zu erreichen, allein es fehlte ihm zum Rudern ausreichende Kraft und Geschicklichkeit; Hindernisse aller Art traten ihm entgegen, die er früher leicht besiegen zu können gehofft hatte. Kennedy besaß im Rudern eben so wenig Geschicklichkeit als William, und beide sahen mit Schrecken ein, daß sie das Wagniß zu vorschnell und zu wenig vorbereitet unternommen.

Der Gefahr zu enttrinnen, ergriff die Königin selbst ein Ruder, um mit vereinten Kräften das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen.

Das muthige Benehmen Maria's flößte den beiden Männern neue Kräfte ein, und so gelang es ihnen endlich, das jenseitige Ufer zu erreichen, wo treue Freunde und Anhänger ihrer harreten, um die Königin auf schnellen Roffen aus dem Bereiche ihrer Verfolger zu bringen.

Wer kann das Entzücken schildern, welches Maria fühlte, als ihr Fuß das feste Land betrat! Der Gedanke, frei zu sein, erfüllte ihr Herz mit namenloser Wonne. — Sie hatte viel geduldet und gelitten und doch war der Leidensbecher noch nicht zur Hälfte geleert, noch war das Schrecklichste ihr aufbehalten. — Maria's Glück war nur von kurzer Dauer, harte Prüfungen standen ihr noch bevor, das Schicksal ließ sie in die Gefangenschaft ihrer Feindin Elisabeth gerathen, aus welcher sie nur durch des Nachrichters Hand befreit wurde.

S. N.

Das Kind mit dem Thränenkrüge.

Thüringer Sage.

Am schneebedeckten, kleinen Grab
 Wer weinet dort und härmt sich ab?
 Auf des Winters Strenge nicht hat sie Acht,
 Am Grabe sitzt sie bei Tag und Nacht;
 Ihre Thränen schmelzen dahin den Schnee,
 Nicht mildert sich ihr tiefes Weh. —
 Das ist die Mutter, ihr Kindlein gut,
 Ihr einzig Kindlein im Grabe ruht.
 Und dieses eine Trauerwort,
 Sie lispelt's leise fort und fort:
 O daß du sankst, mein Kind, in's Grab!
 Drum nimm auch mich zu dir hinab! —
 Doch sieh! wer kommt im Mondenschein
 Geschritten dort aus düsterm Hain?

Ist's Perchta *) nicht, die Göttin hehr,
 Mit ihrer Kindlein großem Heer?
 Und langsam hinter der Kleinen Reih'n
 Ein Kindlein schleicht ganz allein.
 Das trägt ein schneeweiß Todtengewand,
 Das trägt ein Krüglein in der Hand.
 Des Kindleins Züge gleichen genau
 Dem todten Kind der armen Frau.
 Mein Kind! Mein Kind! sie stürzt herbei
 Und herzt und küßt es sonder Scheu.
 „Wie ist doch Mutterkuß so warm,
 Wie ruht's sich sanft im Mutterarm!
 Doch, Mutter, sprich, was weineest du?
 Gönntst du dem Kinde keine Ruh?
 Von deinen Thränen, stehe her,
 Mein Krüglein ist schon überschwer.
 Und immer weinst du noch hinein,
 Durchnäht schon ist mein Hemdelein!“ —
 Und Perchta winkt. Das Kindlein geht,
 Die Mutter noch lange sinnend steht.
 Die letzte Thräne ihr entquillt,
 Dann war ihr tiefer Schmerz gestillt.
 Wie oft sie noch am Grabe saß,
 Nicht war ihr Auge mehr thränennaß.

Friedrich Ernst.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Berlin im August.

Das Schauspiel brachte uns als Novität: „Die Schule der Verliebten“, nach dem Englischen von Karl Blum. Es geschah wohl hauptsächlich aus Pietät gegen den nun verstorbenen Autor, der dies Stück kurz vor seinem Tode vollendete und so manches bühnengerechte Stück dem königlichen Theater geliefert hatte, wenn dasselbe zur Aufführung bestimmt wurde.

*) Perchta, die Königin der Heimchen, zieht am heiligen Dreikönigsabend durch's Land mit ihren Kleinen (nach späterer Deutung den ungetauften verstorbenen Kindern) und einem großen Pfluge.

Offenbar waltete bei dem Verfasser die Absicht vor, den Schauspielern einige wirksame Rollen zu schreiben, unter welchen die für Fr. Charlotte von Hagn bestimmte: Rustica, die beste ist. Diese Künstlerin that denn auch redlich das Ihrige, und so erfreute sich das Stück, einiger Derbheiten und Zweideutigkeiten ungeachtet, durch vorzügliches Zusammenspiel des besten Erfolges. Es versteht sich, daß sämtliche Darsteller, Fr. v. Hagn à la tête, gerufen wurden.

Die Oper brachte uns bis jetzt im August mehr Neues. Die Oper „Stradella“ war angekündigt, erschien aber nicht, dem Vernehmen nach, weil unerwarteter Weise Drei der ersteren Mitglieder der Oper: Hr. Mantius, Hr. Böttcher und Fr. Luczel, zu den in Brühl und Stolzenfels zu gebenden Concerten berufen wurden. Es liegt auf der Hand, daß durch einen dergleichen unvorhergesehenen Abgang im Personale das Opern-Repertoire sehr leiden, und selbst die vollständigst besetzte Oper dadurch in ihrem Wirken bedeutend gehemmt werden muß. Es wäre daher äußerst ungerecht, das in Abwesenheit des General-Intendanten niedergesetzte Comité zu beschuldigen, wenn das Opernrepertoire im Monat August nur sehr mangelhaft ausfiel, zum großen Nachtheil des Berliner Publikums und der Fremden, welche Beide wohl in einer Residenz wie Berlin den gerechten Anspruch hatten, zumal nach den Opernserien, ein mannichfaltiges Opernrepertoire zu erhalten. Daher drängt sich die Frage auf, ob Diejenigen, denen die Anordnung der Concerte oblag, den Fall nicht hätten voraussehen können und sollen, Sänger der Berliner Oper dazu zu gebrauchen, zumal da man auf fremde ausgezeichnete Künstler nie bestimmt rechnen kann; wäre dieser Fall vorausgesehen worden, hätte sich das Theater darauf vorbereiten können. So aber wurde die Thätigkeit der Oper zum Nachtheil der Residenz Berlin und der Theaterkasse fast gänzlich gehemmt; mehrere Gäste sogar, als Dem. Mayer von Leipzig und Dem. Köckert von Prag, die dem Publikum vorgeführt werden sollten, mußten, ohne die von ihnen gewünschten Rollen zu spielen, wieder abreisen, weil die abwesenden Sänger darin beschäftigt waren; ja, wie man sagte, mußten diese Gäste noch Entschädigung erhalten. Es wird dieses Falles um so mehr gedacht, als hier häufig dergleichen unvorhergesehene Fälle eintreten und die entworfenen Pläne so wie das beabsichtigte und bekanntgemachte Repertoire der neuen und zu wiederholenden Stücke zum Nachtheil des Publikums und der Kunst dadurch leiden müssen. Die lange, nunmehr dreimonatliche Abwesenheit des Fr. Luczel ist auch daran schuld, daß die Oper: „Das Feldlager in Schlesien“, von Meyerbeer, welche namentlich das fremde Publikum zu sehen wünscht, seit längerer Zeit liegt. Es soll dieselbe nunmehr mit abgeändertem Schlusse erscheinen, und allgemein freuen sich die Musikkenner, dies

treffliche Werk wieder zu hören. Man kann sagen, daß mit dieser Oper im neuen, so geschmackvollen als reichen Opernhause eine neue, großartige Aera der Oper begonnen hat. War letztere schon unter Sponzini mit reichen Mitteln und großartigen Massen ausgestattet, so ist dies jetzt noch im höheren Grade der Fall. Der Orchesterraum ist vergrößert, die Instrumentalmusik auf der Bühne verdoppelt worden, und in den Decorationen und Costümen wird ein Glanz entfaltet, der alles hierin früher Aufgestellte noch übertrifft; die Beleuchtung wird, wie in keinem anderen Theater, sei es Deutschlands, Frankreichs oder Englands, durch das sehr theure Delgas bewirkt. Die Ausstattung der genannten Oper kostet, wie man sagt, 27,000 Thlr., eine Summe, welche Alles, was früher für eine Oper oder ein Ballet ausgegeben, um das Doppelte übertreffen soll. Auf der Scene erscheinen an 70 Musiker, 20 Pferde, in Allem sind in dieser Oper 700 Personen im Orchester und auf der Bühne beschäftigt; der Chor besteht aus 120 Personen, der

größte, den es giebt; die Académie royale in Paris hat nur einen von 90 bis 100 Sängern, Wien nur einen von 50 bis 60. Berlin besitzt demnach ohne Zweifel jetzt die größte, reichausgestattete Oper nebst Ballet und den größten Etat, der gegen früher sich noch gesteigert haben muß. Außer den für längere Zeit angestellten Sängern waren im vorigen Winter noch die Sängern Palm, Lind und Boewe engagirt; die Summen, welche dieselben zusammen bezogen, werden, inclusive des Betrags ihrer Benefize, auf 15,000 Thlr. berechnet. Wenn vorstehende Angaben von Personen ausgehen, die wohlunterrichtet sein wollen, so kann doch Schreiber Dieses dafür nicht einstehen; im Wesentlichen aber dürften sie der Wahrheit sehr nahe kommen. Ist man für diese wahrhaft königliche Ausstattung und Liberalität großen Dank schuldig, so fragt es sich freilich, ob der Kunst mit diesen immer mehr sich vergrößernden Massen, die den bisher erlangten Effect noch überbieten sollen, gedient ist und wohin dies Alles führen wird?

Literatur und Kunst.

Galerie zu Shakespeare's dramatischen Werken, in Umrissen, erfunden und gestochen von Moriz Regsch. 8. Lief.: König Heinrich IV. 13 Bl.

Unseres Landmannes Regsch Verdienste um Illustration deutscher und englischer Dichter sind so allgemein bekannt, daß wir zur Vermeidung jeglicher Mißdeutung, welche uns treffen könnte, den Standpunkt, von welchem aus wir die Werke desselben überhaupt, und also auch diese neueste Bereicherung zu betrachten haben, genau bezeichnen müssen.

Regsch hat seinen, mehr noch im Ausland als im Inland (eine gewöhnliche Erscheinung) begründeten Ruf seinem phantasiereichen, schnell und gewandt, wenn auch minder tief erfassenden Talent zu danken, so wie jener besonderen Eigenthümlichkeit seiner Auffassungsweise, in welcher er nicht nur fast alle bedeutenden Werke deutscher Dichter, sondern auch Shakespeare's unsterbliche Dramen aus der redenden in die bildende Kunst gleichsam umzukristallisiren verstanden, indem er stets das ganze Werk des Dichters in allen seinen einzelnen Theilen zu einem eben so durchaus Gleichen und Ganzen seiner Anschauungsweise verarbeitet, und nicht, wie dies wohl von Anderen geschieht, einzelne Momente durch mehr oder minder subjective oder objective Auf-

fassung unter sich selbst verschieden, aneinandergereiht hat. Dieser Isomorphismus seines Bildungstriebes, wenn wir uns jenem Vergleich entsprechend so ausdrücken wollen, zeigt sich nicht nur in den einzelnen Theilen ein und desselben Werkes, sondern durchaus als in des Künstlers ganzem Wesen begründet, und ist in der Behandlung aller, auch selbst der verschiedenartigsten Dichterwerke erkennbar.

Durch diese, bei keinem Anderen in gleicher Weise zu findende Subjectivität der Formengebung hat er sich einerseits eben so viele Verehrer erworben, als ihm andererseits der Vorwurf einer Manier gemacht worden ist. Wenn wir nun den letzteren in so weit zurückweisen wollen, als in der Kunst, wie überall, jeder eigenthümlichen Richtung, sobald sie nur geistiger Natur, vollkommene Freiheit und Geltung zugestanden werden muß, so bleibt uns hier nur übrig, zu erwägen, wie weit Regsch innerhalb dieser ihm eigenen Richtung seine Aufgaben gelöst.

Hier müssen wir nun allerdings bekennen, daß sich für uns in Regsch's Werken überhaupt minder ein auf naturwahre Charakteristik ausgehendes Streben und historisches Element, als vielmehr eine scenische Gewandtheit; minder ein feinerer, das individuelle Leben aufschließender Formensinn, als vielmehr eine nur

die Oberfläche desselben berührende, fast, wenn auch geistreich caricirende, Allgemeinheit sich kundgiebt; sogar viele Gestalten seiner Schöpfung, wie auch z. B. die des jungen Heinrich im vorliegenden Heft, Blatt 5 und 13, sich über die Sphäre sehr gewöhnlicher Coulissenhelden nicht erheben. Dennoch aber müssen wir der Leichtigkeit und Beweglichkeit seiner Phantasie und der Gewandtheit seiner schnell erfassenden Gestaltungsgabe, innerhalb dieser Grenzen, auch hier wieder die längst errungene Anerkennung zollen, zumal da, wo, wie in Blatt 9, bei welchem wir freilich nicht an Adolph Schrödter's treffliches Bild dieser Scene denken dürfen, der Stoff der humoristisch caricirenden Ausdrucksweise mehr entspricht. R. M.

Graf Chala von Ida v. Düringsfeld. Berlin, Al. Duncker. 1845.

Der galante Hofbuchhändler hat auch hier wieder einmal aus schuldigen Rücksichten für die schriftstellernde Aristokratie einem schwachen, kleinen Kinde derselben durch ein farbiges Kleid auf die Beine zu helfen gesucht. Aber vergeblich! Die Verf. ist seit ihrem ersten, so günstig aufgenommenen Werke im unverkennbaren und fortdauernden Rückschritte begriffen, der um so bemerklicher wird, je rascher ihre Productionen auf einander folgen. Dem vorliegenden Büchelchen, welchem ein Dichtungsgattungsname nicht mitgegeben ward, ist ein Mangel aller geistigen Individualität eigenthümlich, jene kühle Farblosigkeit, welche ein Interesse gar nicht lebendig werden läßt. Der Held ist ein blasirter Mensch, der auf ewiger Jagd nach dem Glücke begriffen ist, das er natürlich bei seiner inneren Hohlheit nicht finden kann, und der deshalb einen Hauptgrund der Unvereinbarkeit seiner Person mit dem ihm eigenen Begriffe von Glück in dem Entbehren des ihm nicht beschiedenen Reichthums sieht. Weil er nun selbst nicht glücklich werden kann, zerstört er auch das Glück der Alix von der Burg, indem er, ohne sie zu lieben, ihr Bräutigam wird, sie einem anderen, ihr zwar inniger ergebenen, aber mit bei Weitem weniger ansprechenden Keuferlichkeiten ausgerüsteten Bewerber entreißt, und sie dann so vernachlässigt, daß sie selbst das Verhältniß wieder bricht. Solche männliche Coquetten sind doch in der Wirklichkeit zu widerlich, als daß man sich versucht fühlen sollte, sie in der Dichtung idealisiren zu wollen. So Etwas kann eben nur etwa einer Schriftstellerin möglich werden, welche in ihren gewöhnlichen Gesellschaftskreisen die Urbilder des Grafen Chala zur beliebigen Auswahl findet und dadurch am Ende zu einem Glauben an ein Recht ihrer Existenz hingeführt wird. Wie aber kann die Verf. verlangen oder erwarten, daß sich für solche Abscesse einer sich demoralisirenden Gesellschaft irgend Jemand interessiren werde, außer wer nun eben mitten unter solchen Leuten steht? Doch zu viel der Worte schon über dieses Buch: kein

Wunder, wenn durch solche Productionen die Damschriftstellerei in Verruf kommt!

Das Palais Royal. Ein historischer Roman aus dem Englischen von Alexander Jourdan. 3 Bde. Hannover, Kius. 1845.

Dieser Roman beschäftigt sich mit der französischen Hofgeschichte unter dem Cardinal Mazarin, mit der Schilderung der Kämpfe zwischen der Hofpartei und der Fronde. Der Held ist Saint-Maur, ein armer, junger Edelmann, der, ursprünglich dem Prinzen Condé verbündet, später durch einen Zufall der Mazarin'schen Faction zugeführt wird. Sein Charakter ist der Typus moralischer Haltlosigkeit, die von jedem Ereignisse sich führen läßt und die bittere Reue nach sich zieht, daß man keine Kraft gehabt habe, einem widrigen Geschicke zu trotzen. So tritt auch Saint-Maur nachmals zur Frondepartei zurück, wo er neuen Gemüths-kämpfen preisgegeben wird, weil Isoline Duplessis, seine Geliebte, auf der andern Seite der Königin treu anhängt. So häufig solche Individualitäten im Leben uns entgentreten, so sind sie doch da nicht minder langweilig als im Roman; und deshalb vermag auch der vorliegende kein erhebliches Interesse einzulösen. Selbst die Entwicklung muß den Leser kalt lassen, da der Verf. Saint-Maur keineswegs seiner Schwäche Meister werden, sondern den Zufall die Hindernisse aus dem Wege räumen läßt. Das Ganze ist mit der bekannten Breite englischer Romane geschrieben, die Uebersetzung aber so sorgfältig bearbeitet, daß man beim Lesen nicht inne wird, kein deutsches Originalwerk zu lesen.

Horatio, der Mulatte. Romantisches Drama in 5 Aufz. Nach C. G. Andersen frei bearbeitet von D. Le Petit. Hamburg, Kittler. 1845.

Auch der Däne Andersen, den wir als Novellen- und Märchendichter so Schönes haben produciren sehen, hat dem dramatischen Orange der Gegenwart nachgegeben. Möchte man doch fast glauben, es zöge ein dramatisches Miasma durch die Luft. Fühlen sich aber auch Viele berufen, so sind doch nur Wenige aus-erwählt, und zu diesen Wenigen können wir Andersen nach dem vorliegenden Drama nicht zählen. Der Ort der Handlung ist Martinique, der Stoff von den Menschenrechten der Farbigen hergenommen. Horatio, ein Mulatte, hat europäische Erziehung in Frankreich genossen, und später als Freier auf jener Insel gelebt; von einem ihm feindlich gesinnten französischen Pflanzler wird er als Sclav reclamirt; aber die Liebe, welche sein edles Naturell der Gräfin Cecilie von Katel eingelöst hat, bewegt sie, ihn zu ihrem Gemahle zu erheben, und so ihre humanistischen Ideen zu realisiren. Die Dichtung ist von einem schönen, tyrischen Schwunge

durchgeistigt, aber die Personen sind eben nur Träger jener poetischen Gedanken, welche sie als des Dichters objective Gefühle gegenseitig aussprechen; es fehlt ihnen dramatisches Leben, und so haben wir ein dramatisches Gedicht ohne Handlung, ein dialogisirtes Epos oder vielmehr Lehrgedicht. Wollte der Dichter sein Werk in diese ihm zugehörige Form umschmelzen, so würde er sich damit ein dankenswerthes Verdienst erwerben. Da uns das dänische Original nicht vorliegt, so können wir nicht ermessen, in wie weit das Gerügte etwa auf Rechnung des Bearbeiters zu stellen ist. Die Form der Bearbeitung in den vorherrschenden gereimten, fünffüßigen Jamben ist nicht glücklich gewählt, noch

weniger können wir für die bewegteren Partien (z. B. Scene 5, Act 1) noch kürzere Versfüße billigen; denn bei der scenischen Darstellung würde diese Sprachform den Schauspieler unwillkürlich und ohne seine Schuld zu einem ungehörigen Pathos hinführen. Leider ist aber auch, und zwar augenscheinlich nur in Folge der Versification, der Sprache schreiende Gewalt angethan worden; vielen Stellen zum Beleg nur einige: S. 35: Es wirkt zwar langsam, doch es mächtig brennt; S. 40: Die Cocosmilch Dir schmeckt, Freund, wie es scheint? S. 57: Bei Dir um Gnade flehen nie ich muß; S. 61: Das Wichtigste man darf nicht rein vergessen, u. s. w. 26.

D r e s d e n .

Die musikalischen Instrumente auf der Dresdner Gewerbeausstellung.

Die vielen musikalischen Instrumente, welche zur diesjährigen sächsischen Gewerbeausstellung gesendet worden sind, fordern trotz der Reichhaltigkeit in allen Zweigen vaterländischer Industrie eine besondere Beachtung heraus, denn obgleich unter der Masse sich einige vorfinden, die weder durch eine besondere Eigenthümlichkeit und Treue der Structur, noch durch eine besondere Vollendung in der Ausführung nach bekannten mechanischen Principien sich auszeichnen und demnach keinen Anspruch auf einen Platz in dieser Ausstellung machen dürften, so beweisen doch die meisten, daß Sachsen auch in dieser Beziehung mit dem Auslande wetteifert und daß namentlich die vielen inländischen Pianofortefabriken, welche größtentheils auf den Handel nach Amerika gewiesen sind, unter den gesammten deutschen den ersten Platz einnehmen.

Wir heben als besonders beachtenswerth zunächst den großen Concertflügel aus der Fabrik von Breitkopf und Härtel hervor. Dieses, alle andern Instrumente mehr oder weniger

in Schatten stellende Instrument hat bei seiner ungeheuern Tonstärke gleichwohl eine so fügsame und präcise, nach englischen Grundsätzen gebaute und mit eigenthümlichen Verbesserungen construirte Mechanik, daß sich alle Nuancirungen zwischen dem leisesten Piano und stärksten Forte mit Leichtigkeit ausführen lassen. Der Fall hat die nöthige Tiefe; das Tractement, obgleich es, wie nöthig, nicht zu leicht ist, ermüdet den Spieler nicht wegen der herrlichen Elasticität, und die Hämmer tragen, trotz der zu ermöglichenden außerordentlichen Tonstärke, ziemlich hoch, was von so vortheilhaftem Einfluß auf die Präcision ist. Im Verhältnisse zu den Preisen der andern Instrumente ist der Preis von 500 Thaler bei solchen Eigenschaften nicht hoch. Uebrigens ist das Außere (Palisanderholz) sehr geschmackvoll ohne überladen zu sein. Nächst diesem Instrumente müssen wir einen Concertflügel und ein Pianoforte in Tafelform von J. G. Fritsch rühmen, namentlich deshalb, weil die Mechanik an denselben die eigene Erfindung des Fabrikanten ist, welcher bereits früher damit verdienten Preis erworben. Das Glänzende des Tones beider Instrumente entschädigt für den Mangel an großer Tonsülle. Der Anschlag ist außerordentlich präcis, das Tractement leicht und das

Tonverhältniß ist bei sorgfältiger Intonation vor-
trefflich.

Die Concertflügel von Ziegler, der eine mit englischem, der andere mit deutschem Mechanismus, zeichnen sich durch Stärke und gutes Tractement aus. Bemerkenswerth demnächst sind die Concertflügel von G. Hartmann, G. Rosenkranz und G. Pleyl. Letztere beiden haben bei fast zu leichtem Tractement zwar kleinen, aber sehr sonoren Ton, wogegen der erstgenannte sich durch größere Tonfülle auszeichnet. Unter den tafelförmigen Instrumenten heben wir das von Haupt und Köhler mit englischem und das von W. Koch mit deutschem Mechanismus hervor. Vogel und Sohn haben ein Instrument mit umgekehrtem Anhängestocke gebaut, eine schwierige, aber sehr beachtenswerthe Construction, die bei dem zu wolligen Tone und dem Geräusch der Claviatur sich nicht genug geltend machen kann. Von den beiden sogenannten Cabinetflügeln (aufrechtstehender Saitenzug) ist das von Winkler und Haupt wegen seines lieblichen Tones und seines präciseren Anschlags dem von Köpfling vorzuziehen, wogegen die Physis Harmonika des Letztgenannten sehr schön ist.

Was die Streich- und Blas-Instrumente betrifft, welche einige Instrumentmacher aus dem Voigtlande geliefert, so können wir, da das Prüfen derselben nicht gestattet ist, nur berichten, daß die Genauigkeit und Sauberkeit, mit der sie gearbeitet sind, wohl auch auf innern Werth schließen lassen. Der an einige Guitarren (darunter eine für 60 Thlr.) verschwendete Luxus bestimmt uns allerdings weniger zu dieser Vermuthung, als die treffliche Arbeit an den aus Messing getriebenen Instrumenten.

J. B.

Die Jubelfeier zu Röttschenbroda.

Die Feier des vor zweihundert Jahren am 27. August 1645 zwischen Sachsen und Schweden zu Röttschenbroda abgeschlossenen Waffenstillstandes hat man nicht allgemein für wichtig anerkannt und überhaupt von verschiedenen Gesichtspunkten aus beurtheilt. Der Freund der Geschichte aber, welcher einen tieferen Blick in die verhängnißvolle Zeit des dreißigjährigen Krieges und auf die damalige Lage unsers bedrängten Vaterlandes wirft, erkennt die Bedeutsamkeit und die Wichtigkeit dieses Festes nicht bloß für Röttschenbroda, sondern für das sächsische Vaterland, ja in seinen Folgen — da nach drei Jahren der westphälische Friede daraus hervorging, — für ganz Deutschland.

Seit dem Prager Frieden (1635) betrachteten die Schweden die Sachsen als Abtrünnige und Feinde, und die Gräuelt und Qualen, die letztere von den erbitterten Schweden zu erdulden hatten, können die Geschichtsschreiber jener Zeit nicht schwer genug schildern. Eine Wurzener Marterwoche, die Drangsale der Stadt Pirna, das Belziger Elend u. s. w. stehen mit Flammenschrift in den Annalen der Geschichte verzeichnet und leben noch frisch in der Erinnerung des Volkes. Da starb am 4. März 1645 der Oberhofprediger Dr. Hoë von Hoenegg, ein geborner Wiener, der Georg I. stets für die Interessen des Kaisers zu erhalten wußte, so daß der sonst milde Churfürst, fest an seiner Verbindlichkeit gegen Kaiser und Reich haltend, — allen Bitten und Vorstellungen des Churprinzen und der churfürstlichen Rätthe, die Sache des Kaisers zu verlassen und, um dem furchtbaren Elende des Landes ein Ende zu machen, Unterhandlungen mit den Schweden anzuknüpfen, — kein Gehör gab. Der Tod des Dr. Hoë war daher für das unglückliche Sachsen eine große Wohlthat und rettete es vom völligen Verderben. Das Hinderniß des Friedens war gehoben und es wurden alsbald Unterhandlungen mit den Schweden angeknüpft und dieselben zu Kosselbaude zwischen Dresden und Meissen am 15. August eröffnet (in einem Garten der Schenke gegenüber) und am 17. August daselbst fortgesetzt. — Feindliche Streifcorps (Kroaten), welche von Plauen bei Dresden über Briegnitz herüberstreiften und die Gegend unsicher machten, nöthigten die Abgeordneten (sächsischer Seits der Geheimrath v. Doppel etc. und für Schweden der General-Major Axel Lilie etc.) ihre Conferenzen in das neue Pfarrhaus (Kirche, Pfarre und Schule waren 1637 niedergebrannt) zu verlegen, wo die Conferenzen fortgesetzt wurden und der Waffenstillstand am 27. August auch glücklich zu Stande kam.

Dieser auf sechs Monate geschlossene Waffenstillstand hieß allerdings Sachsen vom Untergange retten, denn

die schwedischen Abgeordneten zeigten, nachdem die Urkunden unterzeichnet waren, eine Ordre ihres Oberfeldherrn Torstenson vor, woraus zu ersehen war, welchem schrecklichen Schicksale Sachsen und besonders die Umgegend von Dresden unterworfen gewesen, wenn dieser Waffenstillstand nicht zu Stande gekommen wäre. So sollte z. B. ein sogenannter Schwedenzaum die Residenz des Churfürsten umgeben, d. h. man wollte ringsum in einer Entfernung von acht Meilen alle Städte, Flecken und Dörfer in Brand stecken, die Bewohner plündern, die Feldfrüchte und die Saat vernichten etc. Bei Meissen sollte eine Schiffbrücke geschlagen, und dann Großenhain mit seinen Magazinen angezündet, das Schloß zu Pillnig aber in ein Blockhaus verwandelt, daselbst eine Schiffbrücke geschlagen und so die Elbe für Dresden verschlossen werden. Ueberhaupt sollten die Unterthanen so mit Contributionen überlastet werden, daß sie nicht im Stande wären, dem Churfürsten die geringste Abgabe zu entrichten.

Dieser Waffenstillstand stellte sich in der Folge für Sachsen, obgleich manche Bedingungen hart waren, doch so günstig heraus, daß, als er am 27. Februar 1646 wieder zu Ende ging, der Churprinz mit den Ministern sich so dringend für die Verlängerung desselben (bis zum Abschluß des Friedens) verwendeten, daß der Churfürst endlich einwilligte. Auf dem Rathhause zu Eilenburg wurden die Unterhandlungen wieder eröffnet und die Verlängerung (bis zum allgemeinen Frieden) am 31. März 1646 zu Stande gebracht. — So erhob sich also der Genius des Friedens aus der Köhschenbrodaer Pfarre — und legte die Friedenspalme am 24. October 1648 zu Osnabrück und Münster nieder.

Die Säcular-Feier dieses Waffenstillstandes nun, welcher den westphälischen Frieden vorbereitete, würdig und festlich zu begehen, trafen Herr Justizamtmann, Hofrath Lucius in Dresden und Herr Pastor Trautschold in Köhschenbroda die nöthigen Einleitungen, und die oberen Behörden genehmigten ihre Vorlagen: dieses Fest Sonntag den 24. August kirchlich mit der Erntefeier zu verbinden und den 27. August, Mittwoch, als Volksfest zu feiern, verwilligten auch aus öffentlichen Kassen für die kirchliche Feier 50 Thlr. und für das Volksfest 150 Thlr. Das Kriegsministerium sagte die Ausführung eines großen Feuerwerkes zu. Es wurde ein Fest-Comité ernannt, an dessen Spitze Herr Hofrath Lucius mit unermüdlicher Sorgfalt und Ausdauer die Festlichkeiten auf das Umsichtigste in mehreren Conferenzen vorbereitete. Alles war thätig, alle Schwierigkeiten wurden besiegt — und bald sah man mit Freuden dem Gelingen und der Vollendung des Werks entgegen, als plötzlich, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, die Nachricht von den traurigen Ereignissen in Leipzig eintraf und befürchten ließ, daß diese

störend auf das Fest wirken oder wohl gar die Abhaltung desselben verhindern könnte. Doch still thätig, ruhig und hoffnungsvoll sah man den kommenden Tagen entgegen. Die Befürchtungen waren ungegründet und auch die letzte Sorge schwand, als der heitere und reine Himmel am Sonnabend Abend günstiges Wetter für das Fest erwarten ließ. —

Der Sonnabend war ein wahrer Rüsttag für das sonst so stille und friedliche Köhschenbroda. An allen Häusern wurden Guirlanden und Kränze aufgehängt, Birken gesetzt, alte Häuser neu aufgeputzt. Ueberall herrschte reges Leben, Alles war in voller Thätigkeit. Von allen Seiten zogen Gäste, Sänger, Musiker ein und der Ort füllte sich mit Fremden.

So erschien der 24. August. — Mit dem Aufgang der Sonne, die in aller Pracht über die Berge emporstieg, ertönte feierliches Glockengeläute, und von dem Thurme herab wurde unter Posaunenbegleitung das Lied: „Mit Singen dich zu loben etc.“ angestimmt. Von Berg und Thal begleiteten Böllerschüsse diesen Morgenruß. Um 8 Uhr bewegte sich der Festzug vom niedern Gasthose an unter dem Läuten der Glocken und unter dem Gesange eines von Herrn Pastor Trautschold gedichteten Liedes durch das mit Guirlanden, Kränzen und Ehrenpforten festlich geschmückte Köhschenbroda nach der Kirche, die für das Ernte- und Friedensfest schön und sinnig mit Blumen, Kränzen und Guirlanden geschmückt war. Oben am Schwibbogen vor dem Altare rechts befand sich eine Decoration von Erntegarben, Sichel und Sensen, links davor eine Zusammenstellung von alten Kriegsrüstungen, Fahnen und Waffen, weiter links neben der Kanzel ein großes Kreuz von Fichtenreis mit weißen Blumen und ein Anker von Eichenlaub und Blumen. Das Gotteshaus war überfüllt von Festtheilnehmern und die Schützen von Köhschenbroda in Communalgardenuiform hielten bei dem großen Menschenandrang in der Kirche auf Ordnung und Stille. Nach dem Fest-Morgenliede: „Gott, du führtest wohlgeborgen uns in deinen Tempel ein etc.“ führte Herr Cantor Keller mit dem Köhschenbrodaer Sängerverein und der „Liedertafel aus Meissen mit starker Orchesterbegleitung die schöne Hymne von Reidhard: „So weit die etc.“ auf. Die Festpredigt hielt Herr Pastor Trautschold: „Zu unsern Herzen spreche die Doppelfeier der Vergangenheit und der Gegenwart, des Friedens und der Ernte.“ Nach der Predigt wurde die Hymne von Berner: „Der Herr ist groß! etc.“ von Sängern und Musikern vertragen. Auf dem Platze vor der Kirche sangen nach dem Gottesdienste die vereinigten Sängerschöre ein Erntelied, worauf sich Alles zerstreute und zum Mittagsmahle seiner Behausung oder den Restaurationen zueilte. Um ein Uhr Nachmittags fand ein Kirchenzug der Schulkinder aus Köhschenbroda, Koffebaude, Nieder-

lösnig mit Bindenau, Naundorf und Zischewig ebenfalls vom niedern Gasthofs aus, statt. Diese blühende Schaar von 500 Kindern, festlich gekleidet, geschmückt mit Blumen und Kränzen und mit schönen Fahnen versehen, war für jeden Kinderfreund ein erfreulicher Anblick! Mehrere Lieder wurden gesungen und Hr. Pastor Trautschold hielt eine gemüthliche den Kindern angemessene Festrede. Um drei Uhr begann das mehrtägige jährliche Bogelschießen auf dem großen Festplane, wo Restaurationszelte, Schaukeln, Schaulustungen, Würfelbuden u. dergl. in großer Menge aufgestellt waren, und das bis Dienstag Abend währte.

Der Hauptfesttag, Mittwoch der 27. August, brach an. Nach sechs Uhr kam der erste Dampfwagenzug und eine große Anzahl von Festgästen. Später strömten noch von allen Seiten, auf der Eisenbahn, zu Fuß, zu Ross und zu Wagen, von den Bergeshöhen herab, aus der Residenz und aus den Thälern die Festgenossen herbei. Man nimmt an, daß an diesem Tage gegen 12 bis 15,000 Menschen auf dem Festplatze und Umgebung sich bewegt haben. Gegen 8 Uhr versammelten sich die eigentlichen Festtheilnehmer vor dem festlich geschmückten neuen Pfarrhause. Herr Pastor Trautschold hielt die kirchliche Festrede. Vor und nach dieser wurden mehrere Lieder gesungen. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit setzte sich der Festzug in folgender Ordnung in Bewegung: Sondersbarmerie, ein Musikcorps, eine Abtheilung Bürgerschützen, Festmarschälle, Comité und Honoratioren der Kösnig, Sängerkhor, weibliche Schuljugend, männliche Schuljugend, die Gemeinderäthe, Kirchenväter u. s. w., ein Musikcorps, ländlich kostümirte Jugend, Festmarschälle und eine Abtheilung Bürgerschützen. So ging dieser Zug langsam mit wehenden Fahnen durch die dichtstehende Menschenmenge. Den lieblichsten Anblick gewährte auch heute wieder die blühende Schuljugend und die erwachsene kostümirte Jugend. Um Ausschmückung der letztern hatte sich besonders Herr Kaufmann Jäffing jun. verdient gemacht. Auf dem Festplatze angelangt, bildete der Zug einen Kreis um die hier errichtete und mit Blumen geschmückte Rednerbühne. Der Köschbrodaer Lehrer-Verein begann hier die Festlichkeit mit dem Gesange: „In's Freie“ von Sturz; hierauf bestieg Herr Hofrath Lucius die Rednerbühne und sprach das in voriger Nummer dieser Blätter mitgetheilte Festgedicht. Ein allgemeiner Zuruf der Versammlung nach dem Schlusse des Gedichtes dankte dem trefflichen Redner. Es folgte ein vom Festredner gedichteter Gesang: „Herauf aus der Brust und erschalle im Chor etc.“ Nach Beendigung desselben trat Herr Dr. Schäfer auf und trug nach einer weiterschweifigen, mit wahrhaft lächerlichen Bildern verbrämten, dem größten Theile der Versammlung unverständlichen, schwülstigen Einleitung eine nicht besser passende Charakteristik der sächsischen Regenten

vor. Am Schlusse seiner Rede brachte er auf den König und das königliche Haus ein Lebehoch aus, worauf das sächsische Volkslied: „Den König segne Gott!“ mit Musik ertönte. Die Festzüge gingen nun in der frühern Anordnung wieder zurück und dann auseinander. Die Menschenmenge verlor sich, denn Jeder eilte, sich unter schattigem Dache mit Speise und Trank zu stärken.

Um zwei Uhr fand ein Festmahl in dem gut decorirten Saale der nahen Eisenbahn-Restaurations statt, an dem über 80 Personen Theil nahmen. Toaste und Gesänge wechselten mit einander ab. Von den ersteren theilen wir den nachfolgenden des Hrn. Hofrath Lucius hier mit:

Wohlauf, mein Wort! Es gilt, in Sachsenfinne
Aufrecht zu halten alten Sachsenbrauch!
Ist's auch bedenklich fast, zu diesen Zeiten
Das, was die Väter thaten, nachzuthun,
Zu glauben das, was sie für wahr gehalten:
Laß dich, mein Wort, nicht irren durch die Zeit!
Sei ihr Verdienst zu ehren gern bereit,
Doch dien' auch furchtlos dem bewährten Alten.

Der Sachsen Brauch ist, daß beim ersten Becher
An jedem Mahl, das sie zusammen führt,
Sie auf zum Thron des Landesfürsten schauen.
Beim ersten Becher, denn noch ist da nicht
Des Feuertrankes Geist lebendig worden,
Hat noch das ernste Sinnen nicht verschweicht,
Noch nicht für jeglich Wort das Herz geöffnet,
Dem Jubel nicht die Herrschaft noch verlieh'n.
Wenn Hochgefühle durch die Herzen zieh'n
Beim ersten Glas, dann sind sie wahr und rein
Und jubeln sie, so jubelt nicht der Wein. —

Der Blick zum Thron, der treue Blick der Liebe,
Wie blieb er gleich in vielbewegter Zeit!
Ob westwärts man das Königthum zerstörte,
Ob aus dem Osten dann ein wilder Sturm
Einherschob, unheilbringend waltete,
Und Sachsens Bruderstämme spaltete,
Ob auch der Blick den Thron verödet fand,
Sich lenken mußte in ein fernes Land:
Er blieb sich gleich in Liebe und Verehrung,
Als unsrer Treue sicherste Bewährung.

Woher der Brauch, den wir so fest gehalten,
Wie auch das Schicksal wechselnd mochte walten?
Kam er, als hohle Form, von außen her —
Ein Götzenbild, sinnlos, bedeutungsleer? —

Wir Alle lieben unser Vaterland
Und wissen, daß es werth ist unsrer Liebe.

Wie rief noch jüngst das stolze Albion
 Hinüber zu dem grünen Inselnde,
 Von wo der Name Sachse ihm als Schmach
 Ward zugesendet von dem Agitator?
 Es rief: „Mit Stolz blick' ich auf meine Abkunft:
 Von Sachsenart bin ich und will ich sein
 Und gern mich zählen zu dem wackern Stamme,
 Der da erkoren ist, der ganzen Welt
 Sein Licht und seine Lehre mitzutheilen!“ *)
 Und gleiches Zeugniß ist uns zugefallen
 Durch alle Lande, nahe oder fern.
 Wohl ein erkoren Volk sind wir vor Allen
 Und hell strahlt unsres Sachsenlandes Stern!

Was ist es, das sie keimen ließ und treiben
 Und so gerathen, unsre Ehrensaat?
 Das Land ist schön, doch schöner noch und reicher
 Sind andre deutsche Gauen anzuschau'n.
 Das Volk ist brav, doch nicht besondern Stammes;
 Wir tragen slavisch und germanisch Haar.
 Des Himmels Gunst hat uns nicht steten Frieden,
 Nicht Eldorado's goldnes Loos beschieden
 Und zürnender traf oftmals seine Hand,
 Als andre Länder, unser Vaterland.

Die treuen Pfleger waren es, die Fürsten,
 In deren Obhut jene Saat gedieh —
 Wettin's Geschlecht, dem der Allmächt'ge gnädig
 Die schönsten Herrschertugenden verlieh.
 Fromm und erlaucht, sanftmüthig und beständig,
 Beherzt, großmüthig, weise und gerecht,
 So zeigt uns die Geschichte auf dem Throne
 Von Meissen und von Sachsen dies Geschlecht,
 Des Fürstenhut und dessen Königskrone
 Sich schmückte stets mit Perlen rein und echt,
 Mit Gottesfurcht, mit leuchtendem Verstande,
 Mit Liebe zu dem angestammten Lande!

Daher der Brauch, an dem wir treu gehalten,
 Wie auch das Schicksal wechselnd mochte walten,
 Und so bleib' er uns heilig fernerhin!
 Den ersten vollen Becher dem Regenten
 Des theuren Vaterlandes laßt uns spenden
 Auch heute wiederum mit treuem Sinn.
 Ja, **Friedrich August**, Dir, dem echten Zweige
 Von der Wettiner alten deutschen Eiche,
 Dir, der des Volkes Wohlfarth stets erwog,
 Der ihm in ernster Zeit Vertrauen zollte,
 Stets seinen Fortschritt, seine Freiheit wollte,
 Dir, **Sachsenkönig**, unser Lebehoch!

Gegen vier Uhr begannen die Volksbelustigungen
 auf dem Festplaze und dauerten einige Stunden.

*) S. Leipziger Zeitung vom 30. Octbr. 1843.

Ein glänzendes Feuerwerk enbigte das Jubelfest, das
 keine Unordnung, keine Störung, kein Unfall irgend
 einer Art in seiner würdigen Feier erlitt.

— dt.

Der Dresdner Kindergarten.

Von so vielen und mächtigen Gedanken wird
 unsre Zeit bewegt, daß man kaum eine ähnliche
 aus der Geschichte kennt, welche so reich an Fort-
 schritten und Verbesserungen war, wenigstens an
 Bestrebungen, welche dazu führen sollen. Die
 meiste Aehnlichkeit scheint sie mit der Zeit der
 Reformation zu haben. Reform, Neubau ist
 der Haupttrieb unsrer Zeit. Neubau des Staats,
 der Kirche und der Schule, und ich füge hinzu
 der Familie, der Erziehung, des Menschen.
 Das Haus ist der Ort, wo der Mensch zuerst
 die Erde betritt. Hier soll er in's Leben einge-
 führt werden, hier muß der Baum die ersten
 Sprossen treiben, und daß diese gesund seien, dar-
 auf kommt Alles an. Betrachten wir das Leben
 nicht so zerrissen, denn aus dem Kinde wird der
 Mann und ohne Kindheit keine Menschheit. Nur
 aus gesundem Kerne wird ein ganzer Baum,
 wollt Ihr die Frucht, so pflüget den Keim! In
 dem Hause lächelt das Kind, in dem Hause fin-
 det der Mann, das Weib sein schönstes Glück.
 Nun, so laßt uns doch wirken für Veredlung des
 häuslichen Lebens! Was ist der Kern des häus-
 lichen Lebens, was ist sein Wirken für Vater-
 land und Zukunft? Wie leicht wird die Erzie-
 hung der Kinder ein Streitapfel zwischen Vater
 und Mutter, wie leicht tritt Zwist in die Fa-
 milie. Was schützt allein vor Unheil und Zwie-
 spalt? — Wahrheit und Klarheit der Einsicht
 über das Wesen und die Bildung des Menschen.
 Wird diese wohl in vielen Familien gefunden?
 — Leider macht man entgegengesetzte Erfahrun-
 gen! Und selbst wo diese Einsicht wäre, sind
 auch zugleich die Mittel da, um die Kinder stets
 in angemessener Thätigkeit zu erhalten und sie

auf dem Pfade einer freudigen, freien, naturgemäßen Entwicklung ihres gesammten Wesens sicher fortzuführen? — Geht in zwanzig Familien und seht, ob Vater und Mutter geschickte Erzieher ihrer Kinder sind, und wenn sie es sind, ob sie nicht gerade dann empfindliche Lücken in ihren Beschäftigungen mit den Kindern merken, besonders mit den kleineren. Denn wenn sie einmal die Schule besuchen, so haben sie zu Haus ihre Aufgaben zu machen und die übrige Zeit müssen sie frei sein. Wissen denn aber die Kinder diese Freistunden zu angenehmer und bildender Erholung zu benutzen? Meistens nicht. Und doch will und muß das Kind, der Mensch, so lange er nicht ruhet, auf gewisse Weise thätig sein. Dieser Drang, dieser unabweibare Trieb zur Thätigkeit, und dadurch zur Ausbildung aller Kräfte, wird aber nicht gepflegt. Deshalb geht er in die sogenannten Unarten über, deren einziges gründliches Heilmittel eben Thätigkeit ist. — Wie nun aber Kinder, besonders kleine, immer angemessen, d. h. angenehm und bildend beschäftigen? — Dies ist freilich eine Aufgabe, woran ich oft den Scharfsinn der gebildetsten Mütter scheitern sah. Hierzu gehören

1) Mittel. Diese zu erfinden hat sich ein Verein deutscher Erzieher zur Aufgabe gemacht, sie liegen meinen Mitbürgern in Dresden und Sachsen zur Anschauung vor im Dresdner Kindergarten.

Doch damit allein ist's noch nicht gethan. Es gehört dazu

2) auch eine Mehrheit, eine Gemeinschaft von Kindern. Kommt nur und seht die fröhlichen Kinder im Garten, und gründet dann selbst solche Kindergärten zu Stadt und Land.

Will man nun das, oder will man auch nur kleinere häusliche Kindergemeinden, so braucht man

3) Menschen, welche es verstehen, deren Spiele und Thätigkeit zu leiten und zu ordnen. Dazu eignet sich am besten das Weib, welches mit liebendem Sinne die Theile zum Ganzen webt, sei es Frau oder Jungfrau. Sie stehen von Natur dem kindlichen Wesen und Seelenleben näher als der Mann. Sie sind der Schutz

des Keimnenschlichen, der Heerd echter Kindlichkeit unter den Erwachsenen. Demnach ist es ein Hauptzweck des Kindergartens, Erziehenden und Kinderwärterinnen zu bilden.

In meiner Schrift: „Kurze Darstellung einer naturgemäßen Erziehungsweise kleiner Kinder und Plan zu einer häuslichen Lehr- und Erziehungsanstalt u.“ findet sich bis zur 24. Seite dieser Gegenstand theoretisch behandelt.

A. Frankenberg.

Königl. Hoftheater.

Mittwoch, 3. September, am Lincke'schen Bade zum ersten Male:

Unverhofft. Posse mit Gesang in 3 Acten. Nach Bayard's „Boquillon“, von Joh. Nestron. Musik von Adolph Müller.

Nach den baulichen Herstellungen an und in dem Theatergebäude am Lincke'schen Bade fühlten wir uns zu der Erwartung veranlaßt, die Intendanz des Kgl. Hoftheaters beabsichtige im wohlverstandenen Interesse der Kunst und der Kasse durch Herstellung eines eigentlichen Sommertheaters während der besseren Jahreszeit für die Residenz zwei Bühnen zu eröffnen, die, jede in den ihr anzuweisenden Grenzen zugleich thätig, die dramatische Kunst fast vollständig zu vertreten im Stande wären. Wir hatten darauf um so mehr gerechnet, als das Sommertheater auf Reifeweg die zu Anfange der Sommersaison erweckten Hoffnungen auf die Herstellung eines guten Volkstheaters, mit vereinzeltten Ausnahmen in einzelnen Darstellungen, in seiner Totalität keineswegs erfüllt hat und namentlich durch eine mehr als mangelhafte Inszenierung, durch ärmliche Ausstattung, durch das lückenhafteste Memoriren der meisten Mitglieder bei einer größtentheils höchst unbedeutenden künstlerischen Befähigung zu unserem aufrichtigen Bedauern so durchaus in die Kategorie der unbedeutendsten, reisenden Gesellschaften zurückgesunken ist, daß wir uns genöthigt sahen, die projectirten und bereits begonnenen Berichte über seine Leistungen einzustellen. Aber auch die Lincke'sche Babbühne scheint

man nach den Resultaten der nunmehr bald beendigten Sommeraison nicht in der Maaße nutzenbringend machen zu wollen, wie die Mittel des Hoftheaters es unzweifelhaft gestatten, denn wir haben nur wenige Vorstellungen dafelbst gehabt, während welcher überdies öfters die Bühne in der Stadt geschlossen war, und das Dargestellte selbst bot fast nur Mittelmäßigkeiten und Wiederholungen. Nicht einmal zu den ersteren vermögen wir, ihres, gelinde gesprochen, unästhetischen Stoffes wegen, die Posse „Unverhofft“ zu rechnen. Eine einzige kurze Frage wird dies hoffentlich nachweisen. Welcher gebildete Mensch wird in einem anständigen Gesellschaftskreise sich erlauben, die Vaterschaft eines Kindes in ungenirter Umständlichkeit zu erörtern? Gewiß keiner! Deshalb finden wir es auch durchaus unpassend, den Gegenstand zum Gegenstande eines Theaterstücks gemacht und dieses von einer Hofbühne zur Aufführung gebracht zu sehen. Der Deutsche versteht es am wenigsten, derartige Sachen mit solcher Delicatesse zu behandeln, daß das Anstößige beseitigt werde. Der Franzose selbst hat es hier nicht vermocht, und Hr. Nestroy ist vollends nicht der Mann, in seinen Bühnenstücken Derartiges zu mildern. — Die Aufführung anlangend, so ist es namentlich im ersten Acte die Aufgabe des Trägers der ganzen Posse, des Particulier Ledig, den Kampf seines Nerger's über das ihm von unbekannter Hand in's Haus gesezte, neugeborene Kind mit dem ihn beim Anblick des hülflosen Wesens übermannenden Gefühle in naturwahrer Verschmelzung und überraschenden Uebergängen zur wirksamen Darstellung zu bringen. Hr. Käder zeigte allerdings nicht ohne komischen Effect seinen Nerger, seine Verzweiflung über die ihm aufgebürdeten Sorgen einer unfreiwilligen Vaterschaft in den verschiedenen Scenen mit seinen Hausbewohnern und namentlich mit der Amme, er brachte auch natürlich und wahr das oben erwähnte Gefühl für das Schicksal des klei-

nen Wesens in einem aus dem Herzen kommenden Tone zur Anschauung, nur fehlte es den beiden wechselnden Stimmungen an nüancirenden Uebergängen, an der ausreichenden Verschmelzung zu einem Charaktergängen. Der zweite und dritte Act umfaßt ausschließlich das niedrig-komische Element in einem ziemlich verwirrten Durcheinanderlaufen der vorkommenden Personen, und es fehlte dabei öfters nicht an einem grellen Auftragen der komischen Lichter. Verwundert haben wir uns über den ungeheuern Aufwand physischer Kräfte, die Herr Käder an seine Rolle ohne alle Nothwendigkeit verschwendete. — Mit Bedauern bemerkten wir heute, daß die Stimme der Fr. Wächter selbst für das Lustspiel und eine ganz kleine Bühne zu schwach ist. Das Stück wurde in seinen Einzelheiten und besonders in der Darstellung des beliebten Komikers zwar belacht, allein die Stille des Publikums am Schlusse bekundete wohl deutlich das durch das Ganze des Stücks verletzte Zartgefühl.

R. S.

Repertoire.

Septbr. 3. Am Lincke'schen Bade zum ersten Male: Unverhofft. (S. oben.) — 4. Curyanthe. Oper. — 5. In der Stadt: Fopf und Schwert. — Am Lincke'schen Bade: Unverhofft. — 6. Ein Glas Wasser. — 7. In der Stadt: Das unterbrochene Opferfest. Oper. — Am Lincke'schen Bade: Unverhofft. — 8. Der reiche Mann. — 9. Der artesische Brunnen.

Feuilleton.

Eheliche Eintracht. „Nun, das behaupte ich, Charlotte,“ sagte der junge Ehemann und warf den Theelöffel auf den Tisch, „daß von allen obstinaten, positiven, rechthaberischen Weibern, die es je gegeben, Du die schlimmste bist.“ — „Immer zu, Eduard,“ antwortete die junge Frau, „rede, was und wie Dir's beliebt. Du siehst, ich widerspreche nicht.“ — „Widersprichst nicht? Hast Du mir nicht beim Diner zehn-

mal widersprochen? Gott bewahre, Du nicht.“ — „Einmal, das räume ich ein.“ — „Also Einen Widerspruch giebst Du zu?“ — „Wenn Du das einen Widerspruch nennen willst, ja; und das sage ich Dir, Eduard, so oft Du Unrecht hast, werde ich Dir stets widersprechen. Ich bin nicht Deine Sclavin.“ — „Nicht meine Sclavin! Und bleibst dabei, daß Gottschalk's neue Wohnung nicht mehr als vierzehn Thüren

hat, die Küchentüre mit gerechnet?" — „Ich bleibe dabei," versetzte die junge Frau und schlug tactmäßig mit dem Theelöffel auf die flache Hand, „daß Gottschalk's neue Wohnung nicht mehr als vierzehn Thüren hat, die Küchentüre mit gerechnet." — Da sprang der junge Ehemann auf, maß mit langen Schritten die Stube auf und ab und rief: „Wenn das nicht Einen um den Verstand und in's Tollhaus bringen soll, so weiß ich nicht was." — Pause. Nach einer Weile nahm der junge Ehemann seinen Platz wieder ein und die junge Ehefrau begann: „Ich fragte Herrn Stolz, der beim Kaffee neben mir saß." — „Du meinst Herrn Demuth." — „Nichts dergleichen, ich meine Herrn Stolz." — „Nun, wo das noch hinaus soll, begreif' ich nicht. Jetzt besteht sie sogar darauf, daß Herr Demuth Herr Stolz ist!" — „Für dumm magst Du mich halten; aber so dumm bin ich nicht, daß ich Herrn Stolz nicht von Herrn Demuth zu unterscheiden wüßte. Ich sage Dir, der Herr, der beim Kaffee neben mir saß, der Herr im blauen Frack mit gelben Knöpfen war Herr Stolz." — „Herr Stolz einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, 's ist zum Todtlachen! Der einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, der sich lieber räubern ließ, als daß er einen blauen Frack mit gelben Knöpfen trüge." — Charlotte schluchzte, und Eduard ging in die Harmonie.

Gar nicht verblümt. Oliver Cromwell löste am 20. April 1653 das Parlament — den englischen Landtag — mit folgender Rede auf: „Es wird höchste Zeit, daß ich Euern Sitzungen ein Ende mache, Euern Sitzungen an einem Orte, den Ihr durch Eure Verhöhnung jeder Tugend entehrt, durch Ausübung jedes Lasters verunreinigt habt. Ihr seid parteiische, kriechende Gefellen, Feinde jedes guten Regiments. Ihr seid eine Rotte feiler Schurken, würdet, wie Esau, für ein Gericht Linsen Euer Vaterland verkaufen und, wie Judas, für ein Paar Silberlinge Euern Gott verrathen. Habt Ihr wohl noch eine einzige Tugend an Euch? Fehlt Euch wohl ein einziges Laster? Ihr habt nicht mehr Religion als mein Pferd. Gold ist Euer Gott. Wer von Euch hat sich nicht sein Gewissen abfeilschen lassen? Wer von Euch kümmert sich im Entferntesten um das Gemeinwohl? Ihr schmutzigen Verworfenen, habt Ihr nicht durch Eure unsittlichen Grundsätze und Eure gottlosen Praktiken dies Heiligthum geschändet und aus dem Tempel des Herrn eine Diebeshöhle gemacht? Während das Volk Euch gewählt, seine Beschwerden abzustellen, seid Ihr selbst seine größte Beschwerde geworden. Deshalb ruft Euer Vaterland mich auf, diesen Augiasstall zu säubern, indem ich Euerm ruchlosen Treiben in diesem Hause ein endliches Ziel setze. Und Solches bin ich gekommen zu thun mit Gottes Hilfe und der Kraft, die er mir verliehen. Also befehle ich Euch, bei Gefahr Eures Le-

bens, unverweilt diesen Ort zu räumen. Fort! Packt Euch — ohne Säumen, feile Sklaven, die Ihr seid!" — Es giebt jetzt keinen Landtag, der solche Rede verdient. Ob es aber wohl einen Cromwell gäbe, der sie halten würde?

Irish. Sir Walter Scott wurde auf der Straße von einem irischen Bettler um einen Sixpence angesprochen. Da der damalige große Unbekannte keinen bei sich hatte, gab er dem Bettler einen Schilling und sagte: „Hier, Pat, ist ein Schilling; so vergiß nicht, daß Du mir einen Sixpence schuldig bist." — „Werde es nie," versetzte der Bettler, „und möge Gott Eure Gnaden am Leben erhalten, bis Sie ihn von mir bekommen."

Anwendbar auf Manche in mancher Kirchengemeinde ist ein Wort des alten, längst gestorbenen, griechischen Bias. Dieser Eine der sieben Weisen befand sich in sehr schlechter Gesellschaft zu Schiff, als ein Sturm heranzog und die ganze noble Gesellschaft sich auf die Kniee warf und die Götter um Schutz flehte. „Schweigt, Ihr Elenden," rief der Philosoph; „denn hören die Götter, daß Ihr hier seid, sind wir Alle verloren." 4.

Frankreichs literarischer Verkehr. Im ersten Semester des laufenden Jahres producirte der französische Buch-, Kunst- und Musikalienhandel 3342 Bücher und Schriften, wie in französischer, so in fremder Sprache, 778 Lithographien, Kupfer- und Stahlstiche, 62 Landkarten und geographische Pläne, 500 musikalische Werke. So beträchtlich das an sich, so kommt es doch dem buchhändlerischen Productionsgeiste in Deutschland noch bei Weitem nicht gleich, und es ließe sich daraus wohl ein Schluß auf den Standpunkt und das Verhältniß allgemeiner Bildung bei beiden Nachbarvölkern ziehen. Nur in einer bedauerlichen Rücksicht findet eine gewisse Gleichheit: in der Production einer großen Masse wertloser und nichtiger Erscheinungen, während für tüchtige Leistungen minder berühmter Namen die Verleger keine Fonds haben.

Die Eröffnung der neuen italienischen Opernsaison auf der Berliner Königsstädtischen Bühne war für Ende August bestimmt. Der Impresario hat eine Gesellschaft von 5 Damen und 8 Herren zusammengebracht, und den Chor werden demnach, wie bisher, die Choristen 2c. des Königsstädtischen Theaters bilden — keine besonders vortheilhafte, aber eine doch nicht zu umgehende Einrichtung. Die engagierten Mitglieder sind folgende: 1) Prime Donne absolute: Sgra. Rita Bassa Borio, Sgra. Fanny Salvini Donatelli, Fanny Leon; 2) Prime

Donne mezzo soprano e contralto: Sgra. Teresa Fasciotti, Sgra. Elisa Zmioschi. 3) Primi Tenori assoluti: Sgr. Domenico Couli, Alberto Bozetti, Giov. Rosachieri; 4) Secondo Tenore: Sgr. Alessandro Cavirani; 5) Primi Bassi e Baritoni: Sgr. Ruggero Pizzigati, Giuseppe Dalbesio; 6) Primo Buffo comico assoluto: Sgr. Napoleone Rossi; 7) Secondo Basso: Sgr. Francesco Ganetta. Dieses ziemlich unbekanntes Personal steht unter dem Kapellmeister Sgr. Fern. Besanzoni und dem Regisseur Sgr. Gregorio Carozzi, der — nebst dem Souffleur, Sgr. Pizzocaro — noch alter Bestand geblieben ist. — Als Eröffnungsober war: I Lombardi von Verdi in Aussicht gestellt, welcher Rossini's Othello und Donizetti's Linda folgen sollen, um damit das ganze Personal dem Publikum vorzuführen. Letzteres scheint indes wenig Interesse daran nehmen zu wollen, und es fragt sich sehr, ob der sonst so tüchtige Rechenmeister, Herr Commissionersrath Cersf, ein günstigeres Facit seines Extempels, als in voriger Saison, erzielen wird.

18.

Französische Oberflächlichkeit. In dem bei den Gebrüdern Didot erscheinenden großen historisch-geographischen Universalwerke, „l'Univers pittoresque“ betitelt, umfaßt der 28. Band von Europa die Etats de la Confédération Germanique, geschildert von dem Mitgliede der Akademie der Inschriften, Hrn. Le Bas. Natürlich ist darunter auch Sachsen begriffen, und der Geschichte des Landes ist eine kurze Topographie desselben vorausgeschickt. Da heißt es denn z. B. von Dresden: La ville se divise en nouvelle et vieille. Elle a trois faubourgs, dont les plus importants sont ceux de Neustadt et de Friedrichstadt. Parmi ses 18 églises, dont 12 sont consacrées au culte protestant, etc. Weiter: Au confluent de l'Elbe et de la Meissa s'éleve la petite ville de Meissen, la plus ancienne du royaume. Elle a vu les deux Schlegel, jedenfalls eine grobe Ungenauigkeit, da hier die drei älteren Schlegel, Joh. Elias, Joh. Heinrich und Joh. Adolph, 1718, 1724 und 1728 geboren wurden, nicht aber die Söhne des Joh. Heinrich Schlegel, die berühmten zwei Schlegel, August Wilhelm und Friedrich v. Schlegel. — Von Zittau endlich wird gesagt, es sei gelegen sur les bords de la Neiss et du Mandau; das Dorf Probsthaide bei Leipzig heißt Probstaida, und das Voigtland gar Voigtlang. Bei der Erklärung der Kupfer heißt es S. 143, Nr. 173: Hohenstein en Saxe, etc. Elle se trouve à 20 milles à l'est de Dresde, und bei Nr. 74, Dresde: Cette vue de la capitale de Saxe est prise de Elb-Schlag au-dessous du magnifique pont de 16 arches dans la Nouvelle Ville. Trotz dieser und vieler anderer Ungereimtheiten klingt doch der Schluß des Ganzen für Sachsen noch immer sehr traurig. Es heißt da: Elle (la Saxe), abaissée par les traités de 1815 au

rang des puissances du troisième ordre, elle ne pèse plus d'aucun poids dans la balance politique et se voit désormais réduite au rôle de satellite de la Prusse, jusqu'au moment, où un remaniement de l'Europe la soumettra définitivement, pour préparer de concert l'unité de l'Allemagne, à cette puissance qu'elle a devancée dans les voies constitutionnelles, et à laquelle, malgré de justes griefs, doivent la rattacher les sympathies religieuses et les efforts généreux que depuis plus d'un siècle elle font l'une et l'autre pour repandre dans la nation allemande les bienfaits de l'instruction, de l'industrie et de la civilisation. Wahrlich eine schlechte Prophezeiung, die jedoch glücklicher Weise wohl schwerlich in Erfüllung gehen dürfte.

22.

Ein zeitgemäßes Wort. Von der Bildung des Volkes und seiner dadurch erlangten geistigen Mächtigkeit, sagt D. Bandlin, hängt vorzüglich in unsern so hochwichtigen Tagen einer neuen Geschichtsgestaltung Alles ab. Ohne sie giebt's kein Heil, keine Ruhe, keine Befriedigung und Segen. Nur wenn das Volk zur vernünftigen Einsicht und Beurtheilung dessen, was es will, darf und soll, gelangt ist, ist es fähig, seine Rechte zu schützen, und man kann sich bei Ausführung jeder großartigen Idee auf dasselbe verlassen; es kennt die Wahrheit der Sache und ist eben dadurch vor Verführung gesichert. Nicht das Losziehen und Schimpfen gegen Pfaffen und Aristokraten ist es, was uns rettet; so etwas verwirrt nur, erbittert die Gemüther zu Haß und Zwietracht, wo Liebe und Eintracht herrschen sollten. Weder Adel noch Geistlichkeit sind Schuld daran, wenn die gute Sache nicht gedeiht und für kommende Geschlechter Wurzeln schlägt. Der Vorwurf ruht auf uns selbst: denn hätten wir das Volk zur klaren Einsicht in seine Natur, seine Aufgabe und seine Rechte zur Verwirklichung der letzteren entwickelt, und zu seiner Bildung die passenden Mittel angewendet und die gehörigen Wege eingeschlagen: so wäre es vor aller Verführung sicher geblieben und hätte Kraft genug, sich selbst zu schützen und das Verderbende als fremdartiges Element abzustößen.

Fabri's Geographie fängt mit dem humoristischen Grundsatz an: „Ohne Geographie ist der Mensch ein Maulwurf.“

19.

Das Monument des Donau-Main-Kanals bei Erlangen ist eines der großartigsten Deutschlands. Es ruht auf einem Sockel von Sandsteinquadern und ist 45 Fuß 8 Zoll lang, 14 Fuß hoch und oben 8 Fuß 6 Zoll breit. Es lehnt sich mit seinem Rücken an den Burgberg an, auf beiden Seiten führen Treppen auf die gleich hohen Stützmauern der Straße, deren Kronen zu Spaziergängen benützt wer-

den. Auf diesem steht erst das eigentliche Postament des Denkmals, im griechischen Style mit Fuß- und Kranzgesimse aus weißem Jurakalk. Das Postament hat eine Länge von 44 Fuß, die vorn an den Pilaren angebrachten Reliefs stellen auf der einen Seite ein Steuer, mit einem Fichtenkranz umwunden, auf der andern den Neptun mit dem Dreizack dar. Auf diesem Postament ruhen in der Mitte in halb sitzender Stellung auf ihren Urnen die Statuen, rechts die Donau und links der Main, sich freundlich anblickend, die rechten Hände fest verschlungen und in der linken die Attribute ihres Stromgebietes haltend. Diese Statuen haben eine Länge von 13 Fuß 5 Zoll und 6 Fuß Höhe. Auf den Pilaren stehen zwei weibliche Figuren, die eine mit dem Füllhorn und dem Merkurstab, die andere mit einem Ruder, den Handel und die Schifffahrt vorstellend, sie sind 14 Fuß hoch und alle diese Figuren sind aus demselben Material wie das Postament. Die Inschrift in Bronze mit lateinischen Lettern lautet:

Donau und Main

Für die Schifffahrt verbunden,
Ein Werk von Karl dem Großen versucht,
Durch Ludwig I. König von Baiern
neu begonnen und vollendet.

Der Ort, wo das Monument aufgestellt wurde, ist in einer schönen Lage an der Hauptstraße und dem Kanale, am Fuße des westlichen Abhanges des Burgberges.

Die Lagunen in Venedig. Unter dem Namen Lagunen wird das Binnenwasser begriffen, welches bei hohem Wasserstande den schönen Anblick eines großen ruhigen Meerbusens gewährt; wählt man dagegen einen niedrigen Standpunkt, so verschwinden oft die flachen Ufer im Süden dem Auge des Schauenden, und er glaubt in's offene Meer zu blicken. Zur Zeit der Ebbe ist es aber ganz anders; wenn man auf einem der Inselthürme bei ruhigem Wetter auf die Lagunen hinabsieht, dann erscheint die ganze Wasserfläche grau-blau, mit gelben Flecken, welche sich dem Auge immer vergrößern, bald grünliche, bald röthliche Ränder bekommen und von tiefblauen Streifen durchfurcht werden; endlich zeigt sich der ekelhafte Schlamm Boden, dessen Anblick häßlich zu nennen ist. Obgleich der Unterschied des Wasserstandes bei regelmäßigem Verlauf der Ebbe und Fluth nur etwa 3 Fuß beträgt, so liegt dennoch die ganze Fläche wie eine Landkarte mit Seen, großen und kleinen Flüssen vor Augen. Der Boden der Lagunen ist von ungleicher Höhe, und das ab- und zuströmende Meerwasser bildet in dem weichen, aber festliegenden Schlamm Rinnen, die einer unendlichen Menge von Bächen gleichen. Die größeren Rinnen bilden die eigentlichen Kanäle, welche auch zur Zeit der Ebbe mit Gondeln befahren werden können, auch hat man künstliche Kanäle gegraben, um die Communication

in den verschiedenen Stadttheilen zu befördern. Die Regierung muß jährlich ungeheure Summen darauf verwenden, die natürlichen Kanäle bei gehöriger Fahr-tiefe zu erhalten.

Vor Kurzem hat sich ein beklagenswerthes Ereigniß in Potsdam zugetragen. Man fand nämlich in der Havel den Leichnam eines dort wohnhaften jungen Mannes, Namens Bourgoutschy, der Sohn eines Vorstehers der dasigen katholischen Gemeinde. Bei der ärztlichen Section fand man Spuren eines verübten Mordes; es zeigten sich sechs Stichwunden, wovon fünf nicht lebensgefährlich; aber die sechste ist ein Stich in den Hals, der den Rücken durchbohrte, woraus die Aerzte schließen, daß die Hauptwunde mit einem langen dünnen Stockdegen beigebracht worden sei. Auch waren die Hände blutig und leicht verwundet, ein Beweis, daß er mit seinen Händen das Mordwerkzeug abgewehrt hatte. Allgemein glaubt man, daß der Mörder Mehrere gewesen sein müssen. Der Ermordete war ein eifriger Verehrer Ronge's und ein ganz harmloser und in geistiger Hinsicht unbedeutender Mensch. Von den beiden Söhnen des oben erwähnten Vorstehers war er derjenige, welcher mit dem regsten Eifer der deutsch-katholischen Sache zugethan war. Am Abende vor der Ermordung befand sich der junge Bourgoutschy in einem hiesigen Kaffeehause, wo er äußerst vergnügt war und mit den anwesenden Gästen scherzte und lachte. Als er es verlassen hatte, hat man ihn nicht wieder gesehen, bis er in der Havel ermordet aufgefunden wurde. Die Obrigkeit wendet alles nur Mögliche an, um den Mördern auf die Spur zu kommen, was aber bis jetzt noch nicht gelungen ist. Die Aufregung unter dem Volke, eine Folge dieser Greuelthat, ist beunruhigend. Die Untersuchung, heißt es, geschehe wohl mit dem größten Eifer, man tritt aber so leise dabei auf, damit nicht einer oder der anderen Religionspartei Unrecht gethan werde.

Im Zempliner Comitatz in Ungarn ist das Branntweintrinken so an der Tagesordnung, daß die dortigen Bauern immer mehr verarmen. In jedem Dorfe giebt es wohl mehr als zehn Branntweinkneipen, die außerdem noch mit Salz, Tabak, Schnittwaaren u. s. w. handeln. Die Comitatzjurisdiction hat verordnet, daß kein Branntweinschenk-wirth einem Bauer mehr als für 5 Gulden dieses Getränks im Jahre borgen darf, und doch kommt es vor, daß der Bauer oft 50 bis 80 Gulden für diesen Höllentrank schuldet. Da der Kneipen so viele in einem Dorfe sind, so borgt er in jeder für 5 Gulden. Damit wird der todte Buchstabe des Gesetzes erfüllt, aber diesem Laster keineswegs abgeholfen.

Der Seidenbau in den österreichischen Staaten beträgt jährlich 480,000 Ctnr. Die Kombardei erzeugt

davon 248,000 Ctnr., die venetianischen Provinzen 190,000, Tyrol 30,000 und die übrigen Länder 12,000 Ctnr. Kein Zweig der Kultur in Europa bringt, bei so geringen Anforderungen an Boden, Menschenkraft und Kapital, durch gehörigen Fleiß so reiche Früchte hervor, als der Seidenbau. 25.

In würdiger und erhebender Weise wurde am Morgen des 4. Septembers das Constitutionsfest zu Dresden gefeiert und bei dem Festmahle der Communalgarde in Reifewigens Garten folgendes treffliche Lied gesungen:

Bürgerlied.

Zum goldnen Wein ein freies Lied!

Das ist es, was wir lieben.

Singt, trinkt, wem Gott Gesang beschied

Und wem noch Wein geblieben.

Wem geben wir des Tages Ruhm?

Wem soll das Lied erheben?

„Es lebe hoch das Bürgerthum,

Und alle Bürger leben!“

Ein Bürger sei nach Wort und That

Ein Bürge der Befehle,

Sei eine feste Burg der Stadt,

Ein Wächter ihrer Schätze.

Ein Bürger hab' für's Vaterland,

Für König und Gemeinde

Ein treues Herz, und eine Hand

Von Eisen für die Feinde.

Ein Bürger sei in Recht und Pflicht

Und Waffen wohlzufahren,

Daß, wo er rath, daß, wo er sieht,

Sich Kraft und Weisheit paaren.

Ein freies Wort, ein hoher Muth,

Und Selbstgefühl vor Thronen:

Das muß in eines Bürgers Blut

Wie Geist im Weine wohnen.

Und solche Bürger wollen wir,

Nicht Stille, Wohlgesinnte.

Philister sind sie alle schier

Und schwankes Rohr im Winde.

Jetzt brauch't's des Volkes volle Kraft,

Des Volkes ganze Stärke,

Schickt eure ganze Meisterschaft,

Ihr Städte, zu dem Werke.

Es zieht heran die neue Zeit,

Die Stunde hat geschlagen,

Wer wollte zu dem neuen Kleid

Den alten Topf noch tragen? —

Drum, wen der Name Bürger ehrt,

Der sei ein wackerer Streiter;

Gott hielt uns der Verfassung werth,

Und sicher hilft er — weiter.

Prüft, Bürger, selbst der Zeiten Lauf

Und sagt, ist das ein Wunder:

Nicht weil's besteht, nur weil darauf

Bestanden wird, geht's unter.

Folgendes wurde uns von einem hochgestellten Militair mitgetheilt, der als eben so tapfer wie human hochgeachtet ist:

Der mehrfach ausgesprochene Tadel der Handlungsweise des französischen Obristen Pellissier in Algier, welcher in der französischen wie in der deutschen Presse sich ausgesprochen, hat in einem alten Soldaten folgende Erinnerungen erweckt. Im Anfange des Jahres 1814 befand sich das Colomb'sche Partisanecorps in den Niederlanden. Unter mehreren glücklichen Gefechten gelang uns ein Ueberfall des offenen Städtchens Mail, in welchem sich zwei Schwadronen französischer Chevaux-légers befanden. Die nicht zweckmäßig ausgestellten Feldwachten und Bedetten wurden durch einen raschen und erfolgreichen Angriff von den Pferden gehauen, oder zu Gefangenen gemacht, und nur Wenigen gelang es, das Städtchen zu erreichen. Unser Haupttrupp folgte diesen Flüchtigen, und drang wenige Minuten nach ihnen in die Stadt. Biewohl der Feind gesattelt und seine Pferde in mehreren großen Ställen beisammen hatte, wurde eine große Anzahl der nach ihren Pferden eilenden Cavalleristen zu Gefangenen gemacht; Andere verschlossen und verbarricadirten sich schleunigst in ihren Quartieren, feuerten aus den Fenstern und tödteten uns mehrere Leute und Pferde, in der Hoffnung, Unterstützung zu erhalten, oder darauf rechnend, daß wir durch ihren Widerstand genöthigt werden würden, das Städtchen zu verlassen, das mit seinen engen Gassen ein nicht haltbares und unsicheres Terrain für Cavallerie war. Ein Theil unseres Corps war durch das Städtchen gesprengt und hatte sich jenseits auf der Straße aufgestellt, auf welcher die Verstärkung heranrücken konnte. Mir wurde der Auftrag, die Beutepferde und die Gefangenen im Städtchen zu sammeln und auf einem freien Plage vor dem Städtchen aufzustellen. Da keine Unterstützung heranrückte, der feindliche Commandant wahrnahm, daß wir keine Anstatt zum Abzuge machten und die Hälfte seiner Leute und Pferde schon in unserer Gewalt sich befand, so ergab sich der feindliche Haupttrupp kriegsgefangen, ihm folgten die Uebrigen, und nur ein Sergeant und fünf Reiter, welche sich in ihrer Wohnung gut befestigt hatten, stellten ihr Feuer nicht ein. Unser Zuruf in französischer Sprache, dem Beispiele ihrer Kameraden zu folgen und sich zu ergeben, wurde mit Karabiner-

schüssen beantwortet, an meiner Seite unser Corpсарzt erschossen, als er eben einem Verwundeten den Verband angelegt hatte und mir seinen Rapport machen wollte. Hierauf befahl ich einem freiwilligen Jäger, Namens *Ebers*, gegenwärtig Rittergutsbesitzer im Großherzogthum Posen, abzusitzen und aus den nächsten Häusern Feuerbrände zu beschaffen. Mein Befehl wurde schnell und glücklich befolgt, und einer der Feuerbrände in eine offene Dachlucke des Hauses geschleudert. Als bald sah man Rauch und Flammen. Nun wurde das Feuer aus dem Fenster eingestellt und die Thüren geöffnet; die *Cheveaux-légers* ergaben sich. Es gelang uns, das entstandene Feuer zu löschen, ohne daß großer Schaden entstanden wäre, und ungeachtet des für uns Alle sehr empfindlichen Verlustes unseres einzigen Arztes, und der schweren Klagen des Hauswirthes, welchen die Reiter mit Erschießen bedroht hatten, als er im Begriffe war, die Hausthüre zu öffnen, wurden diese Feinde von uns mit aller Achtung behandelt, wegen ihrer tapfern Vertheidigung. Jetzt aber den unerwarteten Fall geseht, die *Cheveaux-légers* hätten den Muth und die Entschlossenheit der Verzweiflung gehabt, sich unter den Trümmern des Hauses begraben zu lassen, oder, während der Brand weiter um sich gegriffen hätte, sich durch die Flucht der Kriegsgefangenschaft zu entziehen, da ihre Verstärkung nicht fern vom Städtchen *Mail* sich befand, so wären dieses Haus und wahrscheinlich noch mehrere Nachbarhäuser gewiß niedergebrannt, vielleicht mehrere ganz unschuldige Menschenleben in diesem Brande verloren gegangen; aber wir, weder ich, der den Befehl zum Feueranlegen gegeben, noch Diejenigen, welche diesem Befehle Folge leisteten, hätten uns Vorwürfe darüber machen können, eben so wenig wäre uns von unsern höheren Befehlshabern ein Vorwurf deshalb gemacht worden. Denn die traurige Nothwendigkeit des Krieges mit seinen eisernen Grundsätzen zwang auch in diesem Falle zu einer solchen Handlungsweise. Man finde keine Rohheit oder Hartberzigkeit darin. Ein 30jähriger Frieden läßt die Uebel des Krieges ungewohnt und grell, bei der jüngeren Generation als Unerhörtes, nie Erlebtes, Unmenschliches erscheinen. Die Gesinnungen und religiösen Empfindungen, welche unsere deutschen Soldaten in den Freiheitskriegen gehabt haben, diese sollten den französischen Armeen fremd sein? — Gewiß nicht! Der wahrhaft tapfere, ehrenvolle Krieger ist überall, unter allen Himmelsstrichen und Religionen, derselbe, und was er oft *Hartes*, ja Schreckliches thun muß, liegt in dem Glücke und Verderben, das unabwendbar der Krieg mit sich führt. Kann der Obrist *Pellissier* nachweisen, daß

er den Weg der Güte versucht hat, wie doch aus den Berichten hervorzugehen scheint, — welcher alte Militair, der Kriegserfahrungen gemacht hat, und wer von der jüngeren Generation, der den Dienst versteht, kann dem so vielfach ausgesprochenen Tadel über die Handlungsweise des französischen Obristen beistimmen?

Berichtigung zu Nr. 86 pag. 727 der Abend-Zeitung. Daß der verstorbene Pater *Gracchi*, welcher seit dem Jahre 1809 in Sachsen angestellt war, den Jesuiten angehörte, hat sich nicht erst aus seinem Testamente ergeben, sondern es war vielbekannt und wurde nie verheimlicht. Er war ein Christ in der schönsten Bedeutung des Wortes, und dieser Umstand machte alle die Beziehungen vergessen, welche man dormalen mit dem Namen eines Jesuiten zu verbinden pflegt. Seine unbegrenzte Wohlthätigkeit, welche jedem Nothleidenden entgegen kam, ließ ihn häufig seine eigenen dringendsten Bedürfnisse hintansetzen, und sein Nachlaß war deshalb so geringfügig, daß die Kosten seiner Beerdigung durch milde Beiträge aufgebracht worden sind. Das königl. Justizamt zu Dresden als Nachlaßbehörde wird hierüber jede Nachfrage befriedigen können. Wenn hiernächst der Verfasser des Artikels in Nr. 86 der Abend-Zeitung mit der Frage beschließt: „Wann wird über Jesuiten nichts mehr aus Sachsen zu berichten sein?“ so diene ihm zur Beherzigung, daß dies mit dem Augenblicke erfolgen wird, wo es möglich sein wird zu verhindern, daß lügenhafte und verläumderische Gerüchte unter das Publikum verbreitet werden.

Michael John,
Superior und Pfarrer, als Testaments-Executor des verstorbenen P.
Gracchi.

Nachschrift der Redaction. Die vorstehende Berichtigung haben wir mit wahrem Vergnügen aufgenommen, weil wir nunmehr Alles das, was in öffentlichen Blättern über gewisse Angelegenheiten mitgetheilt wird und worüber wir keine Berichtigungen zu lesen bekommen, für wahr halten zu können glauben. Der Trost übrigens, den Hr. John am Schlusse seiner Berichtigung giebt, ist ein äußerst problematischer und scheint leider die Zusicherung zu enthalten, daß aus Sachsen über Jesuiten stets Etwas zu berichten sein werde, da doch jedem Menschen von nur einiger Erfahrung die Unmöglichkeit einleuchtet, gänzlich zu verhindern, „daß lügenhafte und verläumderische Gerüchte verbreitet werden.“ 20.